



## HERBSTNEUERSCHEINUNG



### **ERZÄHLTE GESCHICHTE** **Berichte von Widerstandskämpfern** **und Verfolgten**

#### **Band 1: Arbeiterbewegung**

376 Seiten, 41 Abbildungen

Leinen S 280,- ISBN 3-215-05776-X

Karton S 200,- ISBN 3-215-05777-8

Hrsg.: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Institut für Wissenschaft und Kunst

Österreichischer Bundesverlag, Wien  
Jugend und Volk, Wien-München

Die vorliegende Publikation basiert auf den Ergebnissen des vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und dem Institut für Wissenschaft und Kunst durchgeführten wissenschaftlichen Projektes „Erzählte Geschichte“, in dessen Rahmen seit Ende 1982 ehemalige Widerstandskämpfer und Verfolgte ausführlich über ihre Lebensgeschichte und insbesondere über ihr Erleben während der Jahre 1934 bis 1945 befragt werden. Diese mit Tonband aufgezeichneten und transkribierten Interviews sollen als Ergänzung zu den amtlichen Quellen über Widerstand und Verfolgung dienen, die bislang als Basis der Widerstandsforschung herangezogen wurden und werden. Aus den bisher rund 1500 vorliegenden Interviews wurden charakteristische und wichtige Auszüge zu einem „Lesebuch“ über die österreichische Zeitgeschichte zusammengestellt.

Anhand dieser Berichte kann der Leser das wechselvolle Schicksal der Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus von deren Kindheit und Jugend in den Jahren der Ersten Republik bis zur Befreiung 1945 verfolgen. Die einschneidenden politischen Ereignisse dieses Zeitraumes – das Ende der Demokratie 1933/34, die Okkupation durch das nationalsozialistische Deutschland 1938, Emigration, die Grauen der Konzentrationslager, Widerstand und Befreiung – werden aus der Sicht der Betroffenen und Handelnden geschildert.

Die vorliegende Publikation stellt den ersten Band einer geplanten Reihe dar, die sich an der Struktur von Widerstand und Verfolgung orientiert. Auch nach 1938 gab es in Österreich keine einheitliche Widerstandsbewegung, sondern einen Widerstandskampf politischer Parteien und weltanschaulicher Gruppen. Während der erste Band die Stationen der österreichischen Arbeiterbewegung biographisch dokumentiert, wird der zweite der Verfolgung und Opposition des christlich-konservativen Lagers gewidmet sein. Im dritten wird das Schicksal der aufgrund des Rassenwahnes im Dritten Reich Verfolgten (Juden, Zigeuner und andere) nachvollzogen.

Erfahrungen mit persönlichen Berichten von Widerstandskämpfern, wie beispielsweise die Aktion des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst „Zeitzeugen an Schulen“, zeigen, daß gerade die unmittelbare subjektive, stark persönlich gefärbte Erzählung als Einstieg für eine intensivere Beschäftigung mit der jüngeren und jüngsten Geschichte sehr geeignet ist.

Die Reihe „Erzählte Geschichte“ soll als eine Art von „Lesebuch“ Lehrern an Schulen und in der Erwachsenenbildung als Behelf zur anschaulichen Vermittlung zeitgeschichtlicher Ereignisse dienen, aber auch historisch Interessierten ein bisher in Österreich noch nicht sehr verbreitetes Bild geschichtlicher Ereignisse aus der Perspektive der unmittelbar Beteiligten vermitteln.

---

# iwk

## EDITORIAL

---

Andreas Pribersky Feindbilder – Zur Produktion und sprachlichen Identifikation von Minderheiten .....	54
Franz Wimmer Geschichtsbild und Traditionsbruch .....	57
Hilde Weiss Die Einstellung zu Minderheiten in Österreich .....	63
Gertrude Hofkirchner-Kolmanz Vorurteile gegenüber Kärntner Slowenen. Analyse eines Interviews .....	68
Andreas Maislinger Bauern gegen Hitler. Ein vergessenes Kapitel des Widerstands .....	72
Friedrich Stadler Bemerkungen zu einem Projekt-Unterricht .....	75
Andrea Saathen-Weiß Erinnerungen an eine Projektwoche – „Jungsein während der NS-Zeit“ .....	76
Buchbesprechungen .....	78
John Bunzl Israel/Palästina – und was wir damit zu tun haben .....	78
Nadine Hauer: Judenstein – Legende ohne Ende (Andreas Maislinger) .....	81
John Bunzl / Bernd Marin: Antisemitismus in Österreich (Andreas Pribersky) .....	82
Hilde Weiss: Antisemitische Vorurteile in Österreich (Andreas Pribersky) .....	83
Anton Pelinka: Windstille (Andreas Pribersky) .....	83
Claus Gatterer: Erbfeindschaft (Andreas Maislinger) .....	84

Schwerpunktthema dieses Heftes sind – ausgehend von der IWK-Reihe über „Vorurteile in der Österreichischen Gesellschaft nach 1945“ – Vorurteile; dieser ideologische Kampfbegriff der Aufklärung wurde nach 1945 zum Sammelbegriff für ein analytisches Instrument, vor allem im sozial-psychologischen Bereich.

In diesem, von Andreas Pribersky zusammengestellten Heft sind Beiträge über die historische Entwicklung ebenso enthalten wie ein Überblick der feindseligen Einstellung der Österreicher gegenüber Flüchtlingen, Gastarbeitern, Minderheiten, Juden. Ergebnisse der jüngsten Meinungsforschung werden dabei von qualitativen Untersuchungen (Interviews) sowie theoretischen und historischen Überlegungen ergänzt; dargestellt werden darüberhinaus zwei Versuche, sich in der Schule mit Vorurteilen auseinanderzusetzen.

Die Beiträge zeigen, daß hiermit ein oft vernachlässigter oder verdrängter Forschungsbereich von leider ungebrochener Aktualität angesprochen wird.



Univ.Prof. Dr. Alfred Gisel  
Präsident

Unseren Gästen, Freunden und Mitgliedern wünscht ein erfolbringendes Gutes Jahr 1986

der Vorstand

---

**MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST NR. 3**  
40. JAHRGANG 1985

1090 Wien, Berggasse 17/1      Telefon 34 43 42  
1070 Wien, Museumstraße 5      Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Druck: J.H. Pospisil, 1170 Wien, Taubergasse 15.

**Andreas Pribersky**

## **FEINDBILDER Zur Produktion und sprachlichen Identifikation von Minderheiten**

Versucht man die Literatur zu charakterisieren, die unter dem Stichwort „Vorurteile“ zusammengefaßt wird, so bietet die Bezeichnung als Analyse der psychischen Mechanismen der Produktion von Feindbildern sich an. Besonders für die Wiederaufnahme dieses Begriffs während und nach dem Zweiten Weltkrieg, bei der sozialpsychologische Arbeiten der unterschiedlichsten Richtungen dominieren.

Der Begriff „Vorurteil“ wurde in den philosophischen Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts geprägt, so von Holbach in seinem „Essai sur les préjugés ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes“ (1770)<sup>1</sup>. In dieser Streitschrift wendet Holbach sich auf der Grundlage einer historischen Entwicklungstheorie der Gesellschaft gegen die überholte Herrschaft der Kirche und der damit verbundenen staatlichen Institutionen; diese hätten sich überlebt und hielten deshalb mit veralteten Gesetzen die Menschen in einem ihnen widernatürlichen Zustand sittlichen Verfalls gefangen.

Die Auseinandersetzung mit Vorurteilen zu Ende und in der Folge des Zweiten Weltkriegs setzt unter dem Eindruck des Schreckens, den die nationalsozialistischen Verfolgungen hinterlassen haben, mit dem Zweifel an Geschichtstheorien wie der von Holbach entworfenen ein. Horkheimer und Adorno sehen im Kapitel „Elemente des Antisemitismus. Grenzen der Aufklärung“ der „Dialektik der Aufklärung“<sup>2</sup> psychische Projektionen als eine Grundlage des Antisemitismus an, deren paranoischen Mechanismus sie in erster Linie in einer libidinösen, nicht in einer historischen Dynamik begründet sehen. Dabei stützen sie sich außer auf den Begriffsapparat der Psychoanalyse Sigmund Freuds auch auf dessen Geschichtstheorie, wenn sie diesen von der nationalsozialistischen „Politik ergriffenen“ Mechanismus als ein Merkmal der „Zivilisation“ insgesamt ansehen. Das von Freud als „Schuldgefühl“ diagnostizierte, grundlegende „Unbehagen in der Kultur“ – als die historische Differenz zu den „Natur“völkern gesetzt – wird in der von Horkheimer/Adorno diagnostizierten „krankhaften“ Projektion zur Schuld des anderen.

In die Untersuchung über den „Autoritären Charakter“ (Adorno et al.)<sup>3</sup> – die berühmte Erhebung und Messung von Einstellungen gegenüber Minderheiten (Negern, Juden, etc.) in den USA – beziehen die Autoren psychoanalytische Kategorien wie die Frage nach der Entwicklung des Über-Ich als Grundlage der konstatierten Projektionen mit ein. Dieselben Einstellungen werden, als Vorurteile bezeichnet, von G.W. Allport (1954)<sup>4</sup> aus der Perspektive der Kognitiven Psychologie untersucht: Auch Allport führt diese Einstellungen u. a. auf das Problem des „Autoritären“ zurück, auf die kindliche Sozialisation in einem autoritären Elternhaus. Beide Untersuchungen – die paradigmatisch für die folgenden Arbeiten in diesem Bereich wirken – haben also die Aufdeckung jener indivi-

duellen Persönlichkeitsentwicklung zum Ziel, die zu den ablehnenden Einstellungen führt.

Die gesamte sozialpsychologische Vorurteils-Forschung hat sich in zeitlicher ebenso wie in inhaltlicher Reaktion auf den Nationalsozialismus entwickelt. Geforscht wurde jedoch – auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs – vor allem in den USA und Großbritannien, wesentlich weniger in der BRD und noch weniger in Österreich<sup>5</sup> – in jenen Gebieten, in denen der Nationalsozialismus die meiste Zustimmung und Unterstützung in der Bevölkerung fand! Aufgrund dieser Entwicklung der Vorurteilsforschung als Reaktion auf den Nationalsozialismus ist auch in Österreich die Analyse der Einstellungen gegenüber den damals Verfolgten – Antisemitismus, Minderheiten, etc. – ein zentrales Interesse der Vorurteilsforschung<sup>6</sup>. Die historische und aktuelle Konfrontation mit diesem Problem – der weitere Beiträge in diesem Heft gewidmet sind – soll hier mit einer Skizze von Strukturen und Modellen des Verhältnisses zu „Minderheiten“ begonnen werden.

### **1. „Minderheit“ oder mehrfache Zugehörigkeit?**

An Stelle der Bezeichnungen „ethnische Minorität“, „Minderheit“ oder „Volksgruppe“ möchte ich hier die der „Nationalität“ gebrauchen: Nationalität bezeichnet (laut Lexika) u. a. eine „Volkszugehörigkeit“, und dieses Moment der Zugehörigkeit kann die Verbindung mit einem oder mehreren Völkern ebenso unbestimmt lassen wie Macht und zahlenmäßige Größe der jeweiligen Gruppe.

„Volksgruppe“ oder „Minorität“ betonen hingegen – die „Fremden“ als Gruppe eines weiteren Volkes, nicht des „Staats-Volkes“, dem allein die Bezeichnung als „Volk“ zugebilligt wird – sowie die zahlenmäßige Unterlegenheit.

Die Bezeichnung „Nationalität“ verweist freilich ebenfalls auf einen anderen, seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert mit politischer Aktualität versehenen Ausdruck, den der „Nation“. Die „Nation“ hat das Bestehen einer Vielzahl von Nationalitäten innerhalb einer staatlichen Organisation erst problematisch gemacht.

Dieser Problematik begegnet man in Österreich auch heute in der Einstellung den sog. „Minderheiten“ gegenüber: Wie es die Verweigerung von staatsvertraglich begründeten Rechten der Kärntner Slowenen gezeigt hat, die am Beispiel der Verweigerung zweisprachiger Ortstafeln an die Öffentlichkeit gelangt ist. Mit den Ortstafeln wird die „nationale Identität“ durch Ausschluß „fremder“ sowie der Pluralität von Namen oder Zeichen hergestellt. Ebenso wird die Plurinationalität einer Person oft in Frage gestellt: In Südtirol ist es ebenso unmöglich, sich zu keiner Volksgruppe zu bekennen, wie sich zu mehr als einer Volksgruppe zu bekennen. Warum sollte dies jedoch, einem Kind aus einer „Mischehe“ (!) z. B. nicht möglich sein?

Die Polarität von „Minorität“ und „Nation“ einerseits und einem plurinationalen Staat andererseits führt zur Frage nach den Hindernissen und Modellen für eine plurinationale Existenzform. Dies umsomehr, nachdem die Verweigerung einer „Mono-Kultur“ in der Geschichte wiederholt zu tragischen Verfolgungen und Vernichtungen geführt haben. Und weil die Versuche, eine Gruppe in ihrer Ent-

wicklung von den übrigen gänzlich loszulösen, sich bisher im Lauf der Geschichte immer als vergeblich erwiesen haben.

## 2. Feindbild 1: Die Juden

Das Ansprechen mehrfacher Bindungen erinnert sofort an die Geschichte der europäischen Juden, mögen sie nun als religiöse, Volks- oder Schicksalsgemeinschaft auftreten. Der gegen sie erhobene Vorwurf mehrfacher Bindung – zunächst durch die Einheit von Kirche und Staat gegen die Religion gerichtet – macht im 19. und 20. Jahrhundert auch vor den Assimilierten nicht halt, die sich dem Judentum in keiner Form mehr zugehörig fühlen.

Unter dem Eindruck der Verfolgung durch die Nationalsozialisten sind Freud und, diesem folgend, Adorno/Horkheimer (neben vielen anderen) den Motiven dafür nachgegangen. Im „Mann Moses“<sup>7</sup> bezeichnet Freud unter anderen die Lebensform als Minorität innerhalb einer größeren Gruppe als ein Motiv: Das „Gemeinschaftsgefühl“ der „Masse“ brauche das „Feindbild“ als Ergänzung. Zu dessen Identifikation genüge selbst eine minimale kulturelle Differenz, gegen die sich die „Intoleranz der Massen“ äußert. An dieser Stelle fundiert Freud das allgemein konstatierte Schuldgefühl in der Kultur für deren christlichen Teil u. a. in einer ‚schlechten Taufe‘, unter deren „dünnere Tünche“ der Polytheismus weiterbestehe: Die daraus resultierende Schuld wird (aufgrund der unterschiedlichen Stellung von Juden und Christen zum Vätermord – Moses versus Christus) auf die Juden als Vorläufer des ungewünschten Monotheismus abgewälzt.

Adorno/Horkheimer („Dialektik der Aufklärung“) haben dieses Projektionsmodell um das Moment der Paranoia ergänzt, in dem das feindselige Verhalten der Minderheit gegenüber begründet erscheint: Der Paranoiker entdeckt das von ihm projizierte feindselige Gefühl in der Differenz des anderen und interpretiert es als Widerstand, gegen den er sich wiederum zur Wehr setzen muß. In dieser Gegenwehr begründet er Machtphantasien und Machtstreben ebenso wie die damit verbundene Verurteilung des anderen: Hier setzt der Begriff des Vorurteils an.

Die Skepsis historischem Fortschritt gegenüber – die Adorno/Horkheimer hier als „Grenzen der Aufklärung“ bezeichnen – geht von einer Beobachtung aus, die strukturell mit derjenigen vergleichbar ist, mit der Holbach diesen Fortschritt begründet: Von einem Anachronismus zwischen der Epoche und (institutionalisiertem) Verhalten, das auf eine Vor-Zeit verweist.

Diese Spannung scheint nicht allein bei antisemitischen Einstellungen wirksam. Elias Canetti hat die Gesetzmäßigkeiten der Massen – des handelnden Gegners der Minderheiten – in den Transformationsprozessen von ihrem Ursprung her zu beschreiben versucht: Im Kapitel „Masse und Geschichte“ (seines Werkes „Masse und Macht“<sup>8</sup>) weist er an den „Massensymbolen der Nationen“ deren gemeinschaftsstiftende Wirkung durch verschiedene historische Formationen hindurch auf. So sieht er eine Analogie zwischen dem in der deutschen Sprache und Kultur mit besonderer Bedeutung versehenen „Wald“, dessen regelmäßige Anordnung der Bäume als Grundbild vergleichbarer Ordnungen wie dem Heer

erscheint; darin sieht er den Militarismus als Massensymbol der Deutschen vorgebildet. Der Zusammenschluß der Massen erfolgt nach anderen Kriterien als der Ausschluß der Minderheiten: Beide Vorgänge scheinen jedoch einem nahezu übergeschichtlichen, selbst geschichtsprägenden Zusammenhang anzugehören.

## Feindbild 2: Der fremde Klang

Was im einzelnen Fall aber als „fremd“ gilt, ist vielfach das Ergebnis einer bestimmten historischen Formation: So nannten und nennen heute noch manche das aus Europa nahezu getilgte Jiddische fremd, obwohl damit ein mittelhochdeutscher Dialekt überliefert wird. Im allgemeinen wird das „Fremde“ einer Minderheit heute gerne an sprachlichen Unterschieden festgemacht. Die Minderheiten-Konflikte sind häufig Sprach-Konflikte, wie z. B. die Forderung nach dem Recht auf Gebrauch der deutschen Sprache gegenüber allen Ämtern und öffentlichen Einrichtungen in Südtirol ebenso wie die Verweigerung dieses Rechts den Kärntner Slowenen gegenüber (Bsp. Bahnhof Klagenfurt).

An diesen beiden, in Österreich diskutierten Beispielen zeigt sich auch, daß es nicht Konflikte um *ein* bestimmtes Recht sind: wie etwa das allgemeine Recht einer Nationalität, ihre Muttersprache im öffentlichen Verkehr ihres Lebensraumes zu gebrauchen. Vielmehr fungiert die deutsche Sprache in beiden Fällen als nationales Massensymbol, das gegen die jeweilige Minderheit – denn in Südtirol sind die italienisch Sprechenden Minderheit – verfochten wird (sieht man hier von einer Diskussion der Frage nach der jeweiligen Berechtigung einmal ab).

Die Sprache als das nationale Massensymbol, genauer vielleicht als symbolische Einheit von Massen, ist in ihrer Entwicklung der der politischen Aktualisierung der Nation in etwa verbunden. Freilich reichen die Bemühungen von Sprachgesellschaften und Akademien – wie der Académie Française als einer der ältesten – zur Vereinheitlichung einer Sprache mittels Lexikon (Archivieren des Wortschatzes) und Regelkodex (Grammatik, Orthographie) bis an den Beginn des 17. Jahrhunderts zurück. Verbreitet wurden diese National-Sprachen jedoch erst mit der Durchsetzung einer allgemeinen Schulpflicht, also von Ende des 18. bis weit in das 19. Jahrhundert hinein.

Die sogenannten natürlichen Sprachen, in denen wir heute in einem Europa der Muttersprachen aufwachsen, sind also nicht naturwüchsig auf uns gekommen: Sie haben, gerade im Gegenteil, als Ergebnis eines Normalisierungsprozesses und politischen Willens, regionale Dialekte mit bis heute noch beträchtlichen Unterschieden und wirksamen Verständigungsgrenzen zurückgedrängt; ebenso wurden die überregionalen, freilich bildungs- und damit im allgemeinen schichtspezifischen Gelehrten- und Gesellschaftssprachen, Latein und Französisch, verdrängt.

Nationalsprache und Nation haben die europäische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert gestaltet, bestimmen sie bis heute noch. Dabei haben sie sich von der prägenden Kraft der Französischen Revolution (Canetti bezeichnet sie als das nationale Massensymbol der Franzosen) zum Anlaß von Europas Bedeutungsverlust als Ergebnis nationalsozialistischer Politik gewandelt. Die

heute bestimmenden Weltmächte – die USA und die UdSSR – sind mehrsprachig und multikulturell, haben sie auch eine verbindende Amtssprache (derer in den USA z. B. nicht einmal alle Bewohner mächtig sind). Im selben Sinn mehrsprachig sind auch die Bewohner von afrikanischen oder arabischen Staaten, wo Stammsprachen und die Amtssprachen verbreitet sind. Freilich hat auch dieser Plurilingualismus und die Multi-Kulturalität viele damit verbundene, ungelöste Probleme des Zusammenlebens: Diese führen aber nicht dazu – wie in Kärnten die Diskussion des gemeinsamen slowenisch/deutschen Unterrichts – die Mehrsprachigkeit der Gemeinschaft abschaffen zu wollen. In der Weitergabe einer neuen allgemeinen Bildungssprache, Englisch, und der gleichzeitigen Ablehnung regionaler Grundlagen der Mehrsprachigkeit werden Sprachunterricht und Sprechen als maschinenähnliche Reproduktion verstanden, nicht aber als Kultur begründendes Handeln. Nimmt man aber mit Wittgenstein an, daß einer „Sprachform“ eine bestimmte „Lebensform“ entspricht<sup>9</sup>, dann sehen wir uns hier unterschiedlichen Kulturen gegenüber: Einer europäischen, die ihre eigene Vergangenheit, mit Ausnahme der jüngsten, nationalen verdrängt, indem sie nationalsprachliche Grenzen zum Maßstab ihrer Identität und Entwicklung macht. Und einer gegenläufigen Welt-Kultur, die, denkt man an Goethes Wort von der „Welt-Literatur“, zu Anfang der nationalen Politik bereits so unausweichlich und notwendig erschien wie heute.

### 3. Verlorene Paradiese

In der Literatur, und gerade auch in der deutschsprachigen Literatur, war der Multi-Lingualismus Ausgangspunkt bedeutender Werke: Dem schon zitierten Elias Canetti, der erst nach dem Bulgarischen und Spaniolischen das Deutsche, die Sprache seiner Werke, erlernt hat; oder Franz Kafka, der zumindest in zwei Sprachen, dem Deutschen und dem Tschechischen, aufgewachsen ist, daneben auch das Jiddische beherrscht hat. Diese Autoren sprechen aus einer verlorenen Welt: Von ihnen trennen uns die Opfer des Nationalsozialismus, der den Verlust dieser Welt endgültig beigebracht hat. Mit ihnen verbindet, daß der Verlust zur Sprache kommt, zu einer Sprachform, die von ihrem vielfachen kulturellen Ausgang aus auch zu uns hin offen ist.

Auch das Zusammenleben verschiedener Nationalitäten hat seinen Platz in der Erinnerung: An dieser Stelle möchte ich mir zuletzt einen Ausflug in das eigene Gedächtnis erlauben.

Die Szekler, die ersten ungarisch sprechenden Bewohner Siebenbürgens, waren ein Volk von Freien, das diese Freiheit auch in der Verbindung mit dem feudalen Ungarn lange Zeit bewahrt hat: Sie sind deshalb von den übrigen ungarischen Völkern mitunter als „Fremde“ betrachtet worden, obwohl sie mit ihnen die Sprache gemeinsam hatten. Siebenbürgen ist in der Folge auch von Slawen, Deutschen und Rumänen besiedelt worden. Diese Nationalitäten haben lange Zeit, bis ins 16. Jahrhundert, das Land mehr oder minder gemeinsam bewohnt. Ja, mit Matthias Corvinus tritt uns als Hunyadi ein rumänischer siebenbürger Adelige als der heute wohl berühmteste König der Ungarn entgegen...

Das mag für viele fremd klingen. Vielleicht vermag aber die Fremdheit, Verdrängtes im eigenen Gedächtnis anzusprechen: Gerade in Österreich müßte es viel davon geben.

### Anmerkungen

- 1 Essay über die Vorurteile oder Vom Einfluß den Meinungen und die Sitten auf das Glück der Menschen haben, enthaltend die Verteidigung der Philosophie.
- 2 M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Frankfurt M. 1978.
- 3 Th. W. Adorno/D. J. Frenkel-Brunswick/D. J. Levinson/R. W. Sanford, Der autoritäre Charakter. 2 Bde., Amsterdam 1968 und 1969.
- 4 G. W. Allport, The nature of prejudice. Cambridge 1954.
- 5 Vgl. A. Pribersky, Trendreport Vorurteilsforschung in Österreich (unveröffentlichter Forschungsbericht), Wien 1985.
- 6 z. B. J. Bunzl/B. Marin, Antisemitismus in Österreich. Innsbruck 1983.  
Journal f. Sozialforschung 4/1982, Gastarbeiter in Österreich und der BRD (SWS-Meinungsprofile).  
Weiss in diesem Heft.
- 7 S. Freud, Der Mann Moses und die monotheistische Religion. 1939.
- 8 E. Canetti, Masse und Macht. München 1976.
- 9 L. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen. Frankfurt M. 1978.
- 10 G. Balás, A. Székelyek nyomában. Budapest 1984.  
L. Makkai, Histoire de la Transsylvanie. Paris 1946.

Franz Wimmer

## GESCHICHTSBILD UND TRADITIONSBRUCH

Ich suche dem im Titel angesprochenen Sachverhalt, daß nämlich in einem Bruch des tradierten Selbstverständnisses auch das jeweilige Geschichtsbild sich ändert, dadurch gerecht zu werden, daß ich zunächst nach den hauptsächlichen Kategorien frage, unter denen wir uns gewöhnlich Fremdes, „die Anderen“ vergegenwärtigen. Das Fremde taucht in jedem Traditionsbruch bedrohend auf, jedes Geschichtsbild ist ein Entwurf, der das Andere (im Vergleich zur Gegenwart) als Eigenes erscheinen lassen soll. Im ersten Abschnitt skizziere ich drei Begriffsfelder, unter denen das Andere, Fremde zu erfassen gesucht wurde und wird: als Barbarisches, Exotisches, Heidnisches. Im Geschichtsverständnis der bürgerlichen Aufklärung des 18. Jahrhunderts sehe ich die Herausarbeitung desjenigen von den drei Begriffen, der entwicklungsfähig ist und uns beschäftigen sollte, den der Exotik; mit einigen Hinweisen auf dieses 18. Jahrhundert befaßt sich der zweite Abschnitt.

Wenn es tatsächlich so ist, wie ich vermute, daß die entstehende Weltkultur, an deren Gestaltung wir alle mehr oder weniger Anteil haben, ihr wesentliches Merkmal in einer Begegnung der alten regionalen Kulturen und deren Aufhebung hat, so ist es von Interesse, sich nach den Versuchen derjenigen Völker umzusehen, die aufgrund der Unterdrückung ihrer eigenen Kultur im Kolonialismus das größte Interesse daran haben müssen, eine Lebensform in Gleichberechtigung herauszuarbeiten. Der dritte Abschnitt stellt einige Punkte aus der Entwicklung einer eigenständigen Philosophie in Afrika als Beispiel für einen solchen Prozeß dar. Abschließend äußere ich im vierten Abschnitt noch einige Vermutungen über das Auftreten von Wahlethnien und Wahlepochen im Geschichtsbewußtsein der Industrievölker und über deren Rolle bei der Entwicklung eines wirklich globalen Geschichtsbildes.

### I

Zunächst sind einige Begriffserklärungen angebracht. Ich führe drei Begriffe ein und will deren Herrschaft im Menschenbild und im Geschichtsbild nachgehen: Es sind dies die Begriffe „Barbar“, „Exote“ und „Heide“. Daß sie gewöhnlich verwendet werden, um das Eigene von Fremdem abzugrenzen, will nicht besagen, dies wäre in einschlägiger Literatur so vorzufinden;<sup>1</sup> es soll nur bedeuten, daß mir die Herrschaft dieser Begriffe sowohl im Alltag als auch in der Ideengeschichte zu dem erwähnten Zweck offensichtlich zu sein scheint.

Es ist klar, daß diese Begriffe nicht immer auch mit genau diesen Ausdrücken benannt werden, daher könnte ich in jedem Fall ebenso gut auch etliche andere verwenden (wie z. B. „Primitive“, „Ungläubige“ usw.). Wichtig ist, daß es sich um drei verschiedene Arten des Sich-Absetzens von Fremden handelt, womit zugleich auch eine Aussage über das eigene Selbstverständnis getroffen ist. Das jeweilige Geschichtsverhältnis einer Epoche oder einer Gesellschaft aber hängt wesentlich mit deren Fremd- und Selbstverständnis zusammen. Nicht die Aus-

drucksweisen sind hier wichtig, diese ändern sich häufig; beständiger bleiben die Grundbegriffe.

Mit dem Begriff des „Barbaren“ will ich jene *aggressive Arroganz* ansprechen, die der Stammesangehörige dem Fremdstämmigen entgegenbringt. Zum Barbaren gibt es keine wirklichen Brücken, er kann höchstens mit Zwang (nicht durch Überredung) zivilisiert, kultiviert oder sonstwie aus der Welt geschafft werden. Es ist meine These, daß wir im 18. Jahrhundert wie in unserer Gegenwart Prozesse beobachten, in denen nicht mehr und nicht weniger geschieht als eine teilweise Aufhebung des Barbarischen, soweit es bis dahin das Andere der europäischen Kultur gebildet hatte. Und zwar wurde der Barbar in einigen Fällen einfach befördert, er avancierte zum „Exoten“ und verschwand auf diese Weise aus dem Blickfeld. Das ist die eine Seite des veränderten Verhältnisses zum Anderen als einem Barbaren; in Folge dieser Veränderung erleben wir eine Ausbreitung der Toleranz, des Völkerrechts, des Internationalismus u. dgl. Immerhin ließ es jedoch diese Exotisierung der vormaligen Barbaren jederzeit zu, in den gegenwärtigen Nachkommen oder den faktisch begegnenden Vertretern einer solchen exotischen Kultur doch bloß dekadente Epigonen zu sehen, deren Lebensform gegenüber die europäische Kultur absolut überlegen war. Die zweite Seite des Prozesses aber besteht im 18. Jahrhundert wie in unserer Gegenwart darin, daß neue Barbaren „erkannt“ oder, besser gesagt, geschaffen – und dann vernichtet werden. Dabei wird gar nicht mehr von einem kulturellen Abstand oder von räumlicher Ferne ausgegangen, diese Barbaren der Moderne sind kulturimmanent. Die uns zeitlich nahestehenden bekanntesten Fälle dieser Art sind die Verfolgung „innerer“ Feinde in totalitären Staaten des 20. Jahrhunderts: rassische oder ideologische „Schädlinge“ werden aus dem Kreis der tolerierbaren Varianten des Menschentums ausgeschieden, als Untermensch „festgestellt“, wie das zuständige Bürokratenwort den Sachverhalt treffend verdeutscht, und dann physisch instrumentalisiert oder vernichtet. Beide Seiten, die Barbarisierung der Anderen, wie deren Beförderung zu Exoten, finden ihren Ausdruck auch im jeweiligen Geschichtsbild und sind in ihrer Wirksamkeit zu berücksichtigen, wenn wir über unser eigenes Geschichtsbewußtsein sprechen sollen.

Exotisch ist das Barbarische, wenn es aus Distanz betrachtet wird, wobei diese Ferne durchaus auch mit räumlicher oder zeitlicher Nähe zusammengehen kann; oder wenn es in einer herzeigbaren, ablichtbaren Form auftritt, wenn es zum ästhetischen Gegenstand wird. Der Begriff des Exotischen bezeichnet also das Verhältnis einer *tolerierenden Arroganz* gegenüber dem je Anderen. Die Exotik gehört zum zivilisierten Leben wie der Urlaub zur Arbeitswelt. Allerdings sind ihre Schranken jederzeit sichtbar und nicht vom Inhalt des Exotischen her zu bestimmen: Mag der Hammelbraten in Anatolien zum exotischen Kolorit gehören, so bleiben die Türken von nebenan, die ihren Hammel im Hof schlachten wollen, doch schlicht Barbaren. Trotz dieser jederzeit möglichen Widerrufung der Klassifikation eines Fremden als Exoten stellt m. E. doch die Entwicklung des Begriffs des Exotischen gegenüber dem des Barbarischen eine Höherentwicklung dar: Es ist mit gebildetem, zivilisiertem Selbstbewußtsein zwar unvereinbar, zu den Barbaren zu zählen,

jedoch durchaus vereinbar, exotisch für andere Exoten zu sein. Österreicher können in Japan Urlaub machen und umgekehrt – und beide können für einander Exoten sein. Insgesamt haben wir uns, innerhalb der gemeinsamen Selbstverständlichkeit der Existenzform in einer Industriegesellschaft, daran gewöhnt, für einander Exoten zu sein; dies stellt eine der faktischen Grundbedingungen des interkulturellen Tourismus dar. Daß hierin wie in den übrigen Fällen von Exotik keineswegs schon ein auf Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit hin entwickelter Begriff vorliegt, belegt unter anderem der Sprachgebrauch. Doch scheint mir der Begriff des „Exotischen“ immerhin in der Richtung auf Gegenseitigkeit hin entwickelbar zu sein, was für den Begriff des Barbarischen keineswegs zutrifft.

Kennzeichnet der Begriff des Barbarischen die Existenzweise von Menschen auf einer grundlegenden, anthropologisch-ethnologischen Ebene derart, daß der Barbar historisch oft nicht einmal als Rechtssubjekt aufscheint, ihm also auch kein Unrecht geschehen kann, so unterscheidet sich der Exote in seiner Lebensform von anderen Exoten – und das heißt, wie angedeutet, von „uns“ – aufgrund geschmacksmäßiger Beurteilungen, also auf einer ästhetischen Ebene. Die Unterscheidung der Fremden als Barbaren, mithin die bloß anthropologische Erfassung des Anderen, halte ich nicht für vertretbar.

*Missionarische Arroganz* schließlich betrachtet den Fremden als „Heiden“. Diese Art des Trennens von Eigenem und Fremdem liegt auf der epistemischen, der erkenntnismäßigen Ebene, es ist die Trennung in Rechtgläubige und Heiden (oder: in Wissende und Unwissende). Die Eigenart dieser Unterscheidung wird erst deutlich, wenn jemand die einzelnen Arten, zu glauben und zu wissen, nur zu Formen der Exotik erklärt: Dann mag es geschehen, daß ganz grundlegendes Bildungs-Gut bloß als kulturspezifisches Ergebnis von Dressurakten, als mehr oder weniger brauchbare Prothese des Lebens=Denkens erscheint. Von überzeitlich oder überkollektiv gültigen, an sich wahren Urteilen oder Urteilsformen kann unter einer solchen Voraussetzung kaum mehr die Rede sein; den monotheistischen Kulturen ist solcher Relativismus stets verdächtig erschienen, in gewissen Traditionen Ostasiens jedoch als Lebensform kultiviert worden, wobei er sich durchaus nicht als unfähig erweist, auch nicht auf dem Gebiet moderner Technologie und Wissenschaft. In unserer eigenen, der europäischen Tradition, finden wir die Abgrenzung von den anderen als den Heiden in unterschiedlichen Weisen vor, wobei die verschiedenen Unfehlbarkeitsansprüche religiöser Gruppen nur eine solche Form sind, eine andere in der neuzeitlichen Wissenschaftsgläubigkeit zu finden war.

In welcher Weise diese drei Abgrenzungsformen vom Fremden das Geschichtsbild in einer Zeit bestimmt haben, die hinsichtlich der Traditionsbrüche der unsrigen sehr ähnlich scheint, nämlich in der Zeit der bürgerlichen Aufklärung im 18. Jahrhundert, wird unsere nächste Frage sein.

## II

Das Geschichtsverständnis der bürgerlichen Aufklärung (die Österreich verspätet und nur sehr bruchstückhaft erreicht hat) ist von zwei Denk-Ereignissen bestimmt:

erstens einem Aufbrechen gewaltiger Zeit-Räume, denen gegenüber das Schwindelgefühl des *horror vacui* ebenso zutage tritt wie dies geraume Zeit früher angesichts des Aufbrechens der Himmels-Räume der Fall gewesen war; und zweitens von dem Versuch, wieder Ordnung in die säkularisierte Geschichte zu bringen, nachdem ältere Schemata (wie das Siebentagewerk, Daniels Prophetie oder das „Dritte Reich“ des Joachim von Floris und anderer) dazu nicht mehr tauglich schienen. Diese neue Ordnung aber sollte durch eine wissenschaftliche Erklärung der Geschichte ausgewiesen sein.

Die entscheidende Debatte der frühen Aufklärung hinsichtlich des Geschichts- und Selbstverständnisses des europäischen Menschen betrifft die Frage nach der Stellung und dem Wert der eigenen Kultur. War das Mittelalter noch gewiß, eine allgemeingültige, von Gott geschaffene, gelenkte und insgesamt aufgrund seiner Offenbarungen auch verständliche und bekannte Welt zu bewohnen, so setzt nun der große Zweifel ein, das anerkannte jüdisch-christliche Erbe könnte eben doch nicht mehr als das sein: *ein* kulturelles Erbe neben anderen in anderen Kulturen der Menschheit. Chinas Kalenderberechnungen und Chroniken werden bekannt, sie reichen weiter zurück, als dies nach dem Zeugnis der Bibel eigentlich möglich wäre. Die letztverbindliche Geschichtsquelle aber ist doch immer noch die Bibel. Noch resultiert aus diesem Dilemma keineswegs ein Kulturrelativismus, wie er uns heute vertraut ist, obwohl auch so etwas in der Diskussion über das Werk des gelehrten Bischofs Huet schon anklingt. Der hatte nämlich aus den vielen Übereinstimmungen zwischen Büchern des Alten Testaments und dem, was man von den alten Kulturen Vorderasiens wußte, geschlossen, daß die heidnischen Göttervorstellungen alle von den Büchern Moses' beeinflusst seien. Sofort gab es Gegenstimmen: Warum sollte es nicht, bei denselben Fakten und Quellen, gerade umgekehrt gewesen sein? Im allgemeinen aber wurden jetzt Versuche unternommen, die heute kurios anmuten, eine biblische Geschichte derjenigen Länder und Kulturen zu konstruieren, die in der Bibel noch nicht beschrieben sind, die aber durch die neuzeitlichen Entdeckungsreisen mehr und mehr bekannt werden. Der Versuch der Jesuiten des ausgehenden 17. Jahrhunderts, Konfuzius zum Proto-Christen zu stilisieren, ist bekannt, aber noch mehr als eine Generation später schildert uns Gottsched nach einem englischen Gewährsmann, wie Noah nach der großen Flut gen Osten gezogen und zum Begründer der chinesischen Kultur geworden sei. In Paris erscheinen Montesquieus „Persische Briefe“, in denen jedermann nachlesen kann, wie seltsam unsinnig, ja barbarisch sich europäische Sitten und Unsitten in vorurteilsfreier Betrachtung ausnehmen. Der edle Wilde, längst erfunden und zu vielerlei Art von Propaganda nützlich, begegnet uns in Diderots „Nachtrag zu Bougainvilles Reise“ als ein Ausbund unverbildeter Menschlichkeit. Schließlich treten Mediziner und Naturwissenschaftler den Nachweis an, daß der Mensch ein gebildetes Tier mit einem einzigen Grundaffekt sei, nämlich der Selbstliebe, das Tier wiederum eine Maschine, und daß damit die ganze Menschheit in Geschichte und Gegenwart zu erklären sei. Klimatheorien werden formuliert, eine Morphologie von Kulturtypen entwickelt. Über all dem zerfällt das Postament des

Menschen in einer vorsehend geschaffenen Welt zu einem zwar wissenschaftlich gesicherten, ideologisch aber weitgehend freischwebenden Ensemble von Naturkräften, ohne Absicht und mit fraglichem Sinn. Die Identitäts- und sinnstiftende Rede von einem vernunftgemäßen Gott, zumindest zum Zweck der Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung angenommen, wird vor diesem Hintergrund plausibel. Sonst sind dazu nicht viele Begriffe oder Theorien zur Hand; lediglich das „wohlverstandene Eigeninteresse“ sichert dem einzelnen in seinem ständigen Konkurrenz- und Existenzkampf noch die personale Identität, wird aber vermittelt nur mehr über die Ausgleiche aller Einzelinteressen durch eine Zentralmacht, die über die Herzen und Hände, nicht jedoch über das Hirn gebieten soll.

Wie hat nun das Geschichtsdenken auf diesen Prozeß von Traditionsbrüchen reagiert, der insgesamt als Relativierung und Säkularisierung anzusehen ist?

Zunächst verändert sich der Begriff des „Barbaren“: Barbaren sind nicht mehr unbedingt die Nichteuropäer, von denen einzelne Kulturen sogar eine ausgesprochen idealisierende Behandlung erfahren (so v. a. die Chinesen). Die Barbarei wird vielmehr in die eigene Kultur hineinverlegt als das unaufgeklärte Fortbestehen verhimmelter (weil mit Ewigkeitsprädikaten versehener) Zwangsverhältnisse. Daraus resultiert die Kritik an den Barbarismen des Mittelalters, auch an dessen Kunst und Philosophie. Die historische Kritik am Feudalismus durch die neue, bürgerliche Form der Geschichtsforschung hat die gleiche Stoßrichtung: Was da vorrangig betont wird, ist das oft überraschend geringe Alter feudaler Institutionen. Auch bemüht man sich, eine Geschichte des Aberglaubens und der Vorurteile zu beschreiben, will auch die vergangenen und gegenwärtigen Errungenschaften der Wissenschaft und Philosophie „pragmatisch“, d. h. psychologisch, wirkungsgeschichtlich erklären. Das Ganze findet statt unter dem Titel einer Kritik am Vorurteil im Namen der Vernunft.

Das Barbarische wird also im 18. Jahrhundert gleichgesetzt mit dem Widervernünftigen; dabei darf man sich nicht darüber täuschen, daß diese Epoche mehr als nur einen platten Wissenschafts- oder Rationalitätsglauben als Alternative gesehen hat, wenngleich schon um die Jahrhundertmitte Kritiker der Aufklärung, wie beispielsweise Hamann, solch platte Einseitigkeit dem Geist ihrer Zeit vorhalten. Zumindest im Werk Vicos ist die Relativität auch der Vernunftformen bezüglich deren Verwurzelung in Lebens- und Gesellschaftsformen bereits durchgeführt.

War die Kritik am Vorurteil darauf ausgerichtet, den Barbaren im eigenen wie im Herzen der Anderen unwirksam werden zu lassen, so blieb doch die Verschiedenheit der Sitten und Sprechweisen, der Institutionen der Völker bestehen und führte zum Bewußtwerden des Exotismus. Es ist daran zu erinnern, daß die Bildungsreisen, die jetzt aufkommen, die Fremdheit der je Anderen deutlicher machen, als dies noch im Mittelalter der Fall gewesen war, auch innerhalb von Europa. Es ist noch nicht so weit, daß die Völker auch jeweils ihre Erbfeinde haben, die womöglich recht schnell ausgetauscht werden können, aber die Europäer des 18. Jahrhunderts sind auf dem Weg dahin. Der Sachverhalt findet seinen ersten theoretischen Ausdruck in Vicos Geschichtstheorie mit

der Lehre von den drei Naturen, drei Staaten, Sprachen, Schriften etc.

Vico zeigt uns aber noch etwas anderes, ebenso wie G. E. Lessing: Es gibt eine Ausnahme unter den Völkern, ein Volk, das aus diesem Bild der einander begegnenden und verändernden Exotismen und Barbarismen herausfällt, die Juden. Ihnen gegenüber sind alle Völker der Alten Welt – nicht etwa Barbaren oder Exoten, sondern Heiden. Die Juden sind aber Lessing zufolge nicht etwa deshalb ein weltgeschichtlich-exemplarisches Volk, weil sie von sich aus besonders kulturfähig wären. Eher im Gegenteil: Weil sie so sprödes, widerborstiges Menschentum darstellten, sei die Erziehung, die sie durch die Vorsehung erfuhren, derart erfolgreich und zugleich vorbildhaft für die anderen Völker. Nun aber seien die Juden – und nach ihnen die Kirche unter den Völkern – nicht auf natürliche Weise oder aufgrund natürlicher Vorzüge von allen anderen Völkern abgegrenzt, sondern eben dadurch, daß die Anderen Heiden seien. Nur sehr vereinzelt haben die Aufklärer des 18. Jahrhunderts den Begriff des Heidnischen wirklich in Frage gestellt; ihre Kritik beschränkt sich diesbezüglich in der Regel auf die Entlarvung der fortbestehenden Barbarei, sofern diese im Namen des Heils auftritt.

Die Rechtgläubigkeit wird nun nicht mehr als Privileg des Volkes Israel angesehen, auch nicht einer christlichen Kirche oder Religion zugesprochen, sondern in zunehmendem Maße mit der ungehinderten Ausübung der natürlichen (inhaltlich jedoch durchaus abendländisch geprägten, also sehr wohl kulturbedingten) Vernunfttätigkeit verbunden, diese wiederum in einer ganz bestimmten philosophisch-naturwissenschaftlichen Tradition zu begründen versucht. Die säkularisierte Form der Abgrenzung von Heiden und eigentlich Wissenden blieb somit im Selbstverständnis des europäischen Menschen befangen (und ist immer noch eine Form des „extra ecclesiam nulla salus“), und sie führt u. a. zu solchen Theorien wie derjenigen einer absolut überlegenen Kulturrasse, der Arier – und deren bekannten Konsequenzen.

Fassen wir zusammen: Der Traditionsbruch, der das europäische Selbstbewußtsein im 18. Jahrhundert bestimmt und weitgehend verändert, hat seine zentralen Merkmale darin, daß eine Reihe von bisher als barbarisch eingestuft Lebensformen und Völkern auf solche Weise bekannt werden, daß sie zumindest als Exoten neben anderen Exoten, in einzelnen Fällen aber auch als überlegen und vorbildhaft eingestuft werden. Dennoch wird die Ausnahmestellung der eigenen, christlich-abendländischen und nun aufgeklärt-wissenschaftlichen Kultur nicht wirklich in Frage gestellt, wofür besonders Lessings Schrift über die „Erziehung des Menschengeschlechts“ ein aufschlußreiches Beispiel liefert. Wenn wir deren Grundgedanken, über die Ausnahmestellung der Juden, auf Lessings Gegenwart beziehen, so erhalten wir eine These, deren Implikationen auch noch für die Beziehungen zwischen der Ersten und Dritten Welt in unserer Gegenwart wichtig sind: Zugleich wird bei Lessing anerkannt, daß es in der eigenen Kultur Barbarei gibt, wie auch der Anspruch erhoben wird, unter der Führung der göttlichen Offenbarung doch wesentlich weiter als alle anderen gekommen zu sein. Und noch ein Schritt wird getan: Diese Offenbarung selbst wird in den späteren

(posthum veröffentlichten) Abschnitten des Werkes als etwas Vernunftgemäßes derart bestimmt, daß alles, was nicht der aufgeklärten, unbehinderten Vernunft zugänglich ist, davon, aus dem Bereich des als Offenbarung Gegläubten nämlich, eines Tages ausgeschieden sein werde. Diese Vermittlung aufgeklärten Selbstbewußtseins mit den Barbarismen der faktischen Gegenwart ist die Aufgabe, die sich dem Geschichtsdenken im 18. Jahrhundert stellt, und die es durch eine Säkularisierung des Begriffs „Heidentum“ in Richtung auf eine wissenschaftlich orientierte Weltanschauung zu lösen sucht.

### III

Geistige Entwicklungen in Richtung auf eine Bewältigung der in unserer Gegenwart wirksamen Traditionsbrüche finden in nachhaltiger Weise weniger im euro-amerikanischen Raum statt, sondern gehen von jenen Regionen der Erde aus, die in den letzten Jahrhunderten unter direkter politischer Dominanz oder zumindest unter starker wirtschaftlich-militärischer Kontrolle durch europäische Nationen, aufgrund deren vor allem maritimer Überlegenheit, gestanden sind und noch stehen. Dies ist natürlich nicht eine auf Antrieb plausible Einschätzung, auch dann nicht, wenn man einmal vom gewöhnlichen Eurozentrismus unserer Wertmaßstäbe abzusehen bereit ist und etwa bloß die Menge der Innovationen berücksichtigt: Intelligente Produkte (wie z.B. Bücher, Computer, Marketingsysteme etc.) werden zum weitaus überwiegenden Teil in den Industriestaaten der nördlichen Hemisphäre erzeugt, wogegen die überwiegend rohstoffliefernden Länder der südlichen Halbkugel hinsichtlich der Entwicklung in technischer und wissenschaftlicher Hinsicht ihr Ziel darin zu sehen haben, Vorsprünge aufzuholen, Lektionen nachzulernen, die unterdessen schon wieder überholt sind. Auf allen Gebieten der hochentwickelten Technik, der Naturwissenschaft, Gesellschaftsorganisation, Medizin usf. scheint die von Europa ausgegangene Bildungs- und Wissensform eindeutig überlegen.

Doch haben hier bereits Brüche, zumindest Ein-Brüche stattgefunden. In technischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen Bereichen haben außereuropäische Nationen (allen voran Japan) die Strategien Euroamerikas nicht nur planvoll aufgenommen, sondern vereinzelt auch bisher schon weiterentwickelt – und sind dabei, ein unerwartetes Selbstbewußtsein hinsichtlich dieser Bereiche bekannt zu geben. Einige der großen religiösen Bewegungen Asiens und Afrikas sind erstmals in der Geschichte nach Euroamerika eingedrungen (wie der Buddhismus, Hinduismus etc.) und finden wachsende Anhängerschaften. Innerhalb der ehemaligen Kolonialregionen haben sich Prozesse vollzogen, die denjenigen in Europa zur Zeit des Entstehens der Nationalstaaten vergleichbar sind; ich denke hier etwa an die breite Alphabetisierung, in der auch das traditionelle Gedankengut der Völker (z. B. Afrikas) in einer neuen, oft entmythologisierten Form vermittelt wird. Historisches Bewußtsein der jungen Nationen wird gepflegt, es werden nicht nur Anstrengungen unternommen, die alte Geschichte dieser Völker zu rekonstruieren, sondern auch, eine Kontinuität oder Identität dieser Kulturen, über die Epoche des Kolonialismus hinweg, zu erhalten oder wiederherzustellen. Die welt-

anschaulichen Prozesse, die sich in den ehemals von Europa kolonialisierten Ländern abspielen, sind von größtem Interesse, weil sie sich nicht aus der Fiktion heraus vollziehen können, im eigenen kulturellen Erbe alle wesentlichen Antworten auf die Fragen der Gegenwart zu finden, und weil sie andererseits auch nicht in einem Aufgeben der eigenen Identität bestehen können. Dem ersten widerspricht die Realität der globalen Zivilisation mit der weltweiten Verähnlichung der Bedürfnis- und Wertstruktur, dem zweiten widerspricht die Auffassung von der Gleichberechtigung aller Völker, wie sie zumindest theoretisch die Institutionen der gegenwärtigen Welt bestimmt.

Aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr jener Konferenz in Berlin, bei der mit größter Selbstverständlichkeit ein ganzer Kontinent aufgeteilt wurde (der keineswegs, wie etwa die Antarktis, unbewohnt war, den man aber noch lange Zeit als etwas gerade erst Entdecktes oder noch zu Entdeckendes darstellte, was natürlich bedeutete, daß etwas erst dann existiert, wenn es der europäischen Zivilisation bekannt und für diese nutzbar gemacht wird), aus diesem Anlaß also scheint es mir angebracht, sich einmal zu verwundern über die Entwicklung einer selbstbewußten und eigenständigen Philosophie in Afrika. Nicht nur, daß der akademische Betrieb der Philosophie in Europa auch heute noch in der Regel so abläuft, als hätten außereuropäische Kulturen Philosophie nicht entwickelt – von Afrika erwartet ein Student oder Lehrer der Philosophie sicher nichts von Bedeutung. Es kann daher zunächst nur überraschen, wenn ein namhafter belgischer Autor schreibt – und es offenbar so meint: „No student of philosophy should receive his degree without having made the acquaintance of the philosophy of Africa, China, India and of pre-Columbian America.“<sup>2</sup>

Afrika ist der Kontinent mit dem größten Anteil an Entwicklungsländern, mit einem in der Menschheitsgeschichte beispiellosen Abfluß von Arbeitskräften (im Verlauf von ca. 250 Jahren wurden Millionen Menschen zwangsdeportiert und, soweit sie den Transport überstanden, nach Möglichkeit dekulturniert und versklavt), mit einem der schwerstwiegenden kolonialen Erbe. Afrika spricht heute die Sprachen der Kolonialherren, sein Wirtschafts- und Bildungswesen sind weitgehend fremdbestimmt, desgleichen seine politische Situation. Auf so gut wie keinem Gebiet besitzen afrikanische Hochschulen eine derartige Reputation, daß Studenten aus Industriestaaten davon angezogen würden, der Fluß der Bildung verläuft einlinear. Es ist immer noch ein Kontinent der Feldforscher und Entwicklungspolitiker.

Der erste Band der Unesco-Reihe „Teaching and research in philosophy“, 1984 erschienen, behandelt Afrika. Von afrikanischen Autoren verfaßt, informiert dieser Band über eine Fülle von Entwicklungen auf einem Gebiet, für das man gewohnt war, keinen afrikanischen Beitrag zu erwarten.

Drei Quellen sind es vor allem, aus denen das heutige philosophische Denken in Schwarzafrika kommt: Einerseits stammt es aus der Emigration, will, wie du Bois (1868–1963) es ausdrückte, das Problem bewältigen, in einer von Weißen dominierten Welt Schwarzer zu sein; zweitens speist es sich aus der langsamen Aufarbeitung

einheimischer Denkmuster aufgrund linguistischer, ethnologischer, historischer Analysen, einem grundsätzlich philosophiehistorischen Ansatz; drittens aber, und dies zunehmend wichtiger, aus der philosophisch-wissenschaftlichen Arbeit von Afrikanern, die europäische Ausbildung haben und ihrerseits so wenig ernsthaft auf bloß traditionelles Denken Afrikas zurückgreifen, wie dies europäische Philosophen im Fall ihrer eigenen Volkstraditionen auch nicht tun.

Die erste Richtung, zu der neben du Bois etwa auch Blyden oder die Frankophonen Senghor und Damas zu rechnen sind, kennzeichnet, daß sie einen charakteristischen afrikanischen Beitrag zum Denken der Menschheit aufdecken und damit dem modernen Schwarzafrikaner eine neue Identität – nach dem Verlust der Stammesidentität – sichern will. Hierher gehören die zugkräftigen Begriffe einer „african personality“ (Blyden) oder der „négritude“ (Senghor). Diese Gruppe von Autoren geht davon aus, daß die jahrtausendealten Institutionen afrikanischer Kultur eine eigentümliche Mentalität erschließen lassen, die vor allem durch Sensibilität und Einfühlungsvermögen ausgezeichnet sei. Es handelt sich also um ein „exotisches“ Selbstverständnis – das allerdings, zumindest in Senghors Begriff der négritude, den europäischen Begriff des Heidentums unkritisiert läßt (diese sei nämlich nicht in allen Bereichen des Lebens optimal, sondern müsse in der technischen Zivilisation durch die rationale „francité“ ergänzt werden). Auf wichtigen Gebieten des Lebens, vor allem im Bereich der Ethik und Ästhetik, wird der Afrikaner als überlegen vorgestellt, sein Beitrag zur Kultur der Menschheit bestehe in einem „offenen Humanismus“ (du Bois). Es ist unmöglich, im Rahmen einer so gedrängten Skizze auch noch eine differenzierte Stellungnahme abzugeben oder gar zu begründen, doch so viel sei gestattet: In einigen Vertretern dieser Richtung, wie bei Senghor, gibt es eine Tendenz zu einer neuen Art von Rassentrennung, bei anderen, wie etwa Blyden, bleiben die Grundbegriffe zu sehr verwaschen, um über den emanzipatorischen Tageskampf hinaus Geltung beanspruchen zu können. Schließlich fällt bei dieser Richtung auf, daß – in der Philosophie – häufig nur die Europäer als die „Anderen“ im Vergleich zu Afrika gesehen werden, ein sicher zu enger Gesichtspunkt.

Die Quelle für modernes schwarzafrikanisches Denken ist die Philosophiegeschichte Afrikas, ein aus ideologischen wie methodischen Gründen überaus schwieriges Gebiet. Hier ist vor allem von Interesse das Werk und die Diskussion um das Werk von Placide Tempels (und seine Schule), einem belgischen Missionar, der 1945 unter dem Titel einer „Philosophie der Bantu“ den ersten systematischen Versuch einer Rekonstruktion traditionell afrikanischer Ontologie vorgelegt hat. Aus der Geisteswelt der Mission und des Kolonialismus entstanden, ist dieses Werk in Afrika überaus umstritten. Tempels' Thesen: Erstens gebe es eine traditionelle Bantu-Philosophie, wengleich darin nie diejenige Form des philosophischen Diskurses entwickelt worden sei, die wir aus der europäischen Tradition gewohnt sind; zweitens sei diese Bantu-Philosophie vor allem Ontologie, Wirklichkeitslehre, und nicht etwa auf Erkenntnistheorie oder Logik orientiert; drittens sei sie davon gekennzeichnet, daß als grund-

legendes Prinzip ein Begriff der Kraft, nicht des Seins (wie dies angeblich für die europäische Tradition charakteristisch sei) angesehen werde; viertens könne diese Bantu-Philosophie sich nicht selbst explizieren, sie bedürfe der europäischen Wissenschaft und ihrer Terminologie; und fünftens sei anzunehmen, daß im allgemeinen die philosophische Orientierung der sogenannten Naturvölker nach dem Muster der Bantu-Philosophie zu denken ist. Aus mehreren Gründen wurde der Ansatz von Tempels, besonders in der Zeit nach der (staatsrechtlichen) Entkolonialisierung, heftig abgelehnt; das entscheidende Argument war wohl, daß hier die Artikulation afrikanischer Philosophie lediglich in Volkstraditionen gesucht und lediglich mit Zuhilfenahme europäischer Denkmuster für möglich gehalten wurde. Dennoch ist in Auseinandersetzung mit der Tempels-Schule eine Menge von linguistisch und philosophisch interessantem Material an den Tag gekommen, konnte in dieser Auseinandersetzung auch der Status der Philosophie in Afrika deutlicher herausgeschält und methodologische Positionen hinsichtlich der Rekonstruktion philosophisch-relevanter Denkformen bei schriftlosen Kulturen gewonnen werden. In jedem Fall ist aber zu bedenken, daß der Weg, sich über die Philosophie Afrikas in erster Linie durch Tempels und seine Schule informieren zu lassen, von einem grundsätzlich missionarischen und letztlich ethnologischen Gesichtspunkt ausgeht, ganz abgesehen von der schmalen Faktenbasis im Vergleich zu den weitreichenden Thesen, die von Tempels formuliert wurden. Wie entschieden, und zugleich maßvoll, die Ablehnung jener „colonialist misconception“ sich heute äußert, die in einer Identifizierung afrikanischer Philosophie mit traditionellen afrikanischen Denkformen besteht (und auch unter Afrikanern viele Anhänger hat), demonstriert etwa Wiredu in dem schon genannten Unesco-Sammelband.

Damit bin ich bei der Gruppe jener Autoren, die grundsätzlich kritisch dem eigenen und dem fremden kulturellen Erbe gegenüber, ihre Aufgabe als Philosophen darin sehen, im modernen Sinn und in internationaler Kooperation Philosophie zu betreiben. Es handelt sich dabei keineswegs um eine einheitliche Gruppe, vielmehr finden wir alle Richtungen der zeitgenössischen Philosophie auch in Afrika. Doch sind vielleicht zwei Punkte charakteristisch und bemerkenswert: einerseits setzen sich viele afrikanische Philosophen mit den Lebensproblemen ihrer Gesellschaft auseinander (und darunter sind bedeutende Politiker wie N'Krumah, Kaunde oder Nyerere), andererseits wissen sie, daß Philosophie, gerade wenn sie von konkreten und aktuellen Problemstellungen ausgeht, in der modernen Welt global orientiert sein muß. Wiredu drückt das hinsichtlich der Philosophiegeschichte so aus: „Incidentally, the history of philosophy offered in a British university would most likely be the history of Western philosophies. In an African university a course in the history of philosophy ought to be a course in the history of the philosophies of not just the Western world, but of the whole world.“<sup>37</sup> Dies ist, so scheint mir, ein Beitrag zur Aufhebung der Herrschaft der Begriffe von Barbarentum und Heidentum, ein Schritt zum aufgeklärten Begriff des Exotischen. Diese Aufhebung ist für die Menschheit insgesamt in der gegenwärtigen Situation notwendig; das stärkste und bewußteste Interesse daran haben jene Völker,

die im Namen des Barbarischen und des Heidnischen unterdrückt worden sind. Von ihnen sind daher auch die nachdrücklichsten Versuche zu einer Aufhebung dieser Begriffe zu erwarten.

#### IV

Die gegenwärtige Situation der Menschheit ist von einem bedrängenden Sachverhalt bestimmt, den „Traditionsbruch“ zu nennen, schon eher verharmlosend ist. In einer bisher noch nie dagewesenen Weise sind die Lebensformen der Zukunft, ist das Überleben der Art abhängig von Gelingen oder Mißlingen der wirtschaftlichen, politischen und geistigen Zusammenarbeit aller Menschen, die die Erde bewohnen. In der bisherigen Menschheitsgeschichte hatten sich verschiedene Kulturen entwickelt, die ich als „inter-universell“ bezeichne, weil jede davon jeweils imstande war, sämtliche Verhaltens- und Äußerungsweisen der ihnen zugehörigen Menschen zu regeln, und alle diese Kulturen waren regional beschränkt, hatten ihre regionale Wirksamkeit, ihr regional herrschendes Weltbild. Jetzt ist eine global verbreitete („extern-universelle“) Kultur im Entstehen, die jedoch noch keineswegs als intern-universell bezeichnet werden kann und von der fraglich ist, ob sie dies je sein wird. Waren die alten Kulturen imstande, das Fühlen wie das Denken, den Geschmack wie das Gerechtigkeitsgefühl usf., also den gesamten Verhaltensapparat der ihnen zugehörigen Menschen zu formieren, so trifft dies bei der nun entstehenden Weltkultur nicht mehr zu: in ihrem Gefolge kommt es vielmehr zu Renaissancen regionaler und lokaler Traditionen, zu Exotismen, deren Wiederaufleben noch vor nicht langer Zeit als unwahrscheinlich gelten durfte.

Mit einigen Überlegungen dazu, wie die genannte Situation sich auf unser Geschichtsbild auswirken dürfte, möchte ich schließen. Das erste Phänomen, das in diesem Zusammenhang nachdenklich macht, ist das Auftreten von „Wahlethnien“. Ich meine damit den Umstand, daß für die Angehörigen der alten Kulturen tatsächlich mit der Herkunft auch die Zugehörigkeit zur Ethnie oder Kulturgruppen gegeben war, und daß dies eben heute nicht mehr unbedingt der Fall ist. Nicht mehr alle Europäer fühlen europäisch, nicht mehr alle Afrikaner fühlen afrikanisch. Es gilt aber ebenso: nicht nur Europäer fühlen europäisch, nicht nur Afrikaner fühlen afrikanisch, usf. In spezifischer Weise scheint mir dieses Phänomen doch neu zu sein, ich möchte daher die „Wahlethnie“ von der „Herkunftsethnie“ unterscheiden und halte die Beschreibung beider bei einer Beschreibung und Erklärung gegenwärtiger Lebensform für notwendig. Es ist klar, daß diese Sicht der Situation auch meine Begriffe von Barbarentum, Heidentum und Exotismus, bzw. die positive Einschätzung eines Vorherrschens „exotischen“ Bewußtseins prägt.

Ein „exotisches“ Geschichtsverständnis, das in immer breiteren Bevölkerungskreisen zu erwarten ist, hat es auch in den traditionellen Kulturen immer wieder gegeben: Teile der Bevölkerung, die der Bildungselite angehörten, verstanden sich als eigentliche Zeitgenossen einer früheren, als klassisch betrachteten Ära. Sie gehörten somit einer „Wahlepoche“ an, wie ich das nennen will, und versuchten die bekannten oder vermuteten Vorzüge dieser Wahlepoche in ihrer eigenen Gesellschaft

wirksam werden zu lassen.

Dieses Phänomen der Zugehörigkeit zu einer Wahlepoche jedoch, ebenso wie dasjenige der Wahlethnien, war bis vor nicht allzu langer Zeit auf wenige Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft beschränkt, weil nur sehr wenigen die Informations- und Kommunikationsmittel zur Verfügung standen, welche ein Vergleich, der einer solchen „Wahl“ vorausgeht, zur Bedingung hat. Dies hat sich mit der massenmedialen Vernetzung durchaus geändert oder zumindest ist eine solche Veränderung im Gange. Es ist anzunehmen, daß die Phänomene, die wir in den Großstädten immer wieder beobachten, nach und nach zu Verhaltens- und Denkmustern eines Großteils der Bevölkerung von Industriestaaten werden. Hinsichtlich des Geschichtsbildes scheinen mir hier die wichtigsten Dinge folgende zu sein: mit großer Nachdrücklichkeit, wenngleich meist nur für kurze Zeit, treten Wahlepochen ins Bewußtsein (in den ersten 80er Jahren etwa die früheren 50er Jahre u. dgl.) in der Weise, daß Mode, Musik, Design, „Lebensgefühl“ usw. der revitalisierten Epoche neu aufgegriffen und angeeignet werden. Ferner wird auf den verschiedenen medialen Kanälen (TV und Rundfunk, Kino, Presse, Literatur, Tourismus etc.) ein großes Angebot an Wahlethnien vermittelt, welches dann mehr oder weniger intensiv auch tatsächlich oft angenommen wird; es ist heute nicht mehr undenkbar, einen bürgerlichen Beruf in Mitteleuropa auszuüben und zugleich für eine Zeitlang oder auch für ständig sich an den Eßgewohnheiten eines Indianerstammes zu orientieren. Das dies keineswegs das Wiederaufblühen solcher Stämme zur Folge hat, ist klar. Hingegen kann, wo fremdes Kulturgut in Bereichen wie Literatur, Psychologie, Philosophie u. ä. wahrgenommen und angeeignet wird, durchaus ein Aufblühen stattfinden, das es uns ermöglicht, eine neue und für die Zukunft auch notwendige Offenheit gegenüber den „Anderen“ zu entwickeln.

#### Anmerkungen

- 1 Von der Literatur zu diesem Thema möchte ich als Orientierung nennen:  
Bitterli, Urs: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München: Beck 1976.  
Duala-M'bedy, Munasu: Xenologie. Die Wissenschaft vom Fremden und die Verdrängung der Humanität in die Anthropologie. Freiburg/München: Alber 1977.  
Stein, Gerd (Hrsg.): Ethnoliterarische Lesebücher. Bd. 1: Die edlen Wilden; Bd. 2: Exoten durchschauen Europa; Bd. 3: Europamüdigkeit und Verwilderungswünsche. Frankfurt/M.: Fischer 1984.
- 2 Apostel, Leo: African Philosophy: Myth or Reality? Gent: E. Story-Scientia 1981, S. 401.  
Wiederum nur zur Orientierung nenne ich folgende Literatur, worin sich jeweils auch weiterführende bibliographische Informationen über Philosophie in Afrika finden:  
Teaching and research in philosophy: Africa. Paris: Unesco 1984 (=Studies on teaching and research in philosophy throughout the world, I) Beiträge von: Paulin J. Hountondji, Kwasi Wiredu, J. Olu Sodipo u. a.  
Diemer, Alfred (Hrsg.): Philosophy in the Present Situation of Africa. Wiesbaden 1981.  
Hoffmann, Gerd-Rüdiger: „Humanismus“ und „Tradition“ – Themen der gegenwärtigen bürgerlichen Philosophie im subsaharischen Afrika. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 33. Jg., 1985, H. 2, S. 97–104.  
Ntumba, Tshiamalenga: Die Philosophie in der aktuellen Situation Afrikas. in: Zeitschrift für philosophische Forschung, Jg. 33, 1979, H. 3, S. 428–443.
- 3 Kwasi Wiredu, in: Teaching and research etc. (Anm. 2), S. 32.

Hilde Weiss

## DIE EINSTELLUNG ZU MINDERHEITEN IN ÖSTERREICH

Zu den einzelnen Minderheiten Österreichs liegen hauptsächlich historische Studien, aber wenig empirische Untersuchungen über die Situation dieser Gruppen und die Einstellung der österreichischen Bevölkerung ihnen gegenüber, vor. Eine der letzten Untersuchungen zur Minderheiten-Thematik erbrachte einigermaßen alarmierende Ergebnisse; danach wird (in einer für Österreich repräsentativen Befragung im Jahre 1982) sowohl Gastarbeitern und Flüchtlingen, als auch Juden gegenüber, eine relativ starke Verschlechterung im Meinungsklima deutlich (!).

Bevor wir nun über die wichtigsten Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zur Einstellung gegenüber Minderheiten in Österreich berichten, soll ein knapper Überblick über wichtige historische und demographische Daten der einzelnen Gruppen gegeben werden (sofern dies eben in diesem knappen Rahmen möglich ist), weil sich diese, wie verzerrt auch immer, im Stereotyp, in der Denkungsart des Vorurteils und im Ressentiment, spiegeln. In der Struktur der sozialen Beziehungen zwischen Mehrheit und Minderheit werden nicht unbedingt die Wurzeln, aber wesentliche Inhalte des Vorurteils sichtbar.

### 1. Historisch-soziale und demographische Merkmale der einzelnen Minderheiten Jugoslawische und türkische Gastarbeiter (2)

Österreich war bis in die 60er Jahre kein „Zuwanderungsland“. Es nahm zwar politische Ostflüchtlinge auf, doch war die Abwanderung österreichischer Arbeitskräfte wesentlich größer, Emigranten anderer Länder bevorzugten ökonomisch entwickeltere Länder als Österreich. Erst in der europäischen Rezession von 1968 und nach 1970 ist Österreich ein Aufnahmeland geworden. 1973 gab es mit 8.7% Ausländern an der erwachsenen Erwerbsbevölkerung die meisten Gastarbeiter im Lande (1971: 5.6%, 1973: 8.6%, 1981: 6.1%). Erst 1975 kommt es zu einem Ausländerbeschäftigungsgesetz (bis dahin wurden Kontingentvereinbarungen zwischen den Sozialpartnern, also den Gewerkschaften und Unternehmern, getroffen), das bewußt als Steuerungsinstrument für flexible Ausländerpolitik gedacht d.h. an die jeweilige wirtschaftliche Lage anpaßbar ist. Die Nachfrage nach Gastarbeitern hielt in Österreich auch in den vom Ölschock ausgelösten Rezessionsjahren noch an. Es überwog also, zumindest kurzfristig, der wirtschaftliche Nutzen der Ausländerbeschäftigung (aufgrund der geringen infrastrukturellen Kosten durch Ausländer, wie Investitionen in Schulen, Wohnraum, Verkehr u.a. Dienstleistungen). Geschädigt wurden durch die Ausländerbeschäftigung sicher nur sehr kleine Gruppen von Österreichern, so wohl nur jene inländischen Arbeiter, die die niedrigsten Löhne bezogen, und jener Teil der Wohnbevölkerung, der durch die Wohnnachbarschaft mit Gastarbeitern „deklassiert“ wurde.

Auch nach 1975 werden immer jeweils für ein Jahr die Kontingentvereinbarungen zwischen Wirtschaft und Ge-

werkschaft getroffen. Der Ausländer ist aber ziemlich restriktiven Bedingungen unterworfen. Mit der Beschäftigungsbewilligung wird ihm ein bestimmter Arbeitgeber, Betriebsort und eine bestimmte Arbeitsfunktion zugewiesen; die Bewilligung kann – etwa aus „Gesundheitsgründen“ – jederzeit entzogen werden. Da die Beschäftigungsbewilligung also nur für einen bestimmten Arbeitsplatz gilt, den das Arbeitsamt zuteilt, wird damit die interne Mobilität geregelt. Ein Recht zum freien Wechsel des Arbeitsplatzes erhält der Ausländer erst durch die Erteilung des Befreiungsscheines, der für zwei Jahre gilt und nur nach mindestens achtjähriger ununterbrochener Beschäftigung in Österreich erteilt wird.

Im Interesse beider Sozialpartner ist die Beschäftigung unqualifizierter Arbeiter. Durch diese Unterschichtung erhöht sich die Aufstiegsmotivation, Fortbildungsbereitschaft und Arbeitszufriedenheit der inländischen Arbeiter bei gleichzeitiger Bedarfsdeckung wenig beliebter Tätigkeiten (für die Entsendeländer hat sich aber eine ihrer wichtigsten Erwartungen, eine Qualifikationssteigerung der Zurückkehrenden, um so der eigenen Wirtschaft zu nützen, nicht erfüllt).

Diese soziale Unterschichtung hat zur Folge, daß der Gastarbeiter für den Inländer einen Typ des „Proletariers“ und eine Armut repräsentiert, die man noch aus der Zwischenkriegszeit in Erinnerung hat. Entsprechend negativ wirkt sich diese Wahrnehmung auf den Umgang mit Gastarbeitern aus, emotional als Mischung aus Verachtung, ängstlicher Distanz und etwas Mitleid. Daß sie „kriminell“ sind, wird ihnen nur von 16% zugeschrieben, aber „schmutzig“ (52%), „primitiv“ (51%), „unbeholfen“ (35%), „bescheiden“ (58%), „arbeitsam“ (47%) (!). Gerade die Faktoren, die den „wirtschaftlichen Nutzen“ der Gastarbeiter ausmachen – geringe Investitionen in Wohnraum, Bildung, Berufsausbildung – prägen das negative Bild.

Trotz der Reduzierung der Zahl der Gastarbeiter steigt aber, aufgrund ihrer viel höheren Fertilität im Vergleich zu den Österreichern, ihr Anteil an der Wohnbevölkerung (d.h. Zahl der Kinder und nichterwerbstätigen Frauen und Jugendliche mit eingeschlossen) kontinuierlich an. Das sogenannte „Gastarbeiterproblem“ ist heute primär ein Problem der „2. Generation“. Dem Gesetz nach benötigen ausländische Jugendliche, sofern sie überhaupt einen gültigen Pflichtschulabschluß erreicht haben, eine Beschäftigungsbewilligung, gleichgültig, ob sie in Österreich geboren sind oder nicht. Diese wird aber nur erteilt, wenn es die Lage auf dem Lehrstellenmarkt zuläßt. Abgesehen von dieser Beschränkung (keine Konkurrenz zu den inländischen Lehrlingen), erreicht die große Mehrheit nicht den Hauptschulabschluß. 1978/79 z. B. erreichten nur 18% der jugoslawischen Schüler die neunte Schulstufe, 46% verließen die Pflichtschule ohne gültigen Abschluß, davon war jeder siebente ein Sonderschüler. Über Arbeitssuche der ausländischen Jugendlichen liegen keine vollständigen Statistiken vor, es wird aber geschätzt, daß etwa die Hälfte der jugoslawischen und türkischen Jugendlichen arbeitslos ist.

Laut jüngsten statistischen Daten zeigte sich zwischen 1982 und 1983 eine weitere Rückwanderung der jugoslawischen Arbeitskräfte (um ca. 9000), während die Zahl der Türken konstant blieb (1983 zählte man insgesamt 123 826 jugoslawische und türkische Gastarbeiter).

## Die „Volkgruppen“: Slowenen und Kroaten

Im österreichischen Minderheitenrecht wird der Begriff der Volksgruppe gebraucht und bezieht sich auf eine ethnische Einheit, die durch eigene Sprache, Kultur und Tradition gekennzeichnet ist, jedoch nicht in einem eigenen Staat lebt.

Dem Begriff der Nation (gegenüber dem des „Volkes“ als gemeinsame Abstammung und kulturelle Gleichartigkeit) liegt als wesentlichstes Merkmal die direkte Erfahrung bezüglich der sozialen Einheit, der man zugehört, zugrunde – eine Art Bewußtsein, das nur durch eine Organisation, nämlich staatliche und parastaatliche Gebilde – auf Dauer erzeugt werden kann. Betrachtet man den Kampf nationaler Minderheiten gegen Assimilation in die übergreifende Nation, sieht man deutlich, daß es durch die Erhaltung einer quasi eigenstaatlichen Organisation des Lebensalltags – Schule, kulturelle Aktivitäten, Sprachautonomie – darum geht, ein eigenes Bewußtsein zu erhalten bzw. zu erzeugen. Minderheitenrechte sind deshalb ein politisches Problem, weil die Minderheit von sich aus auf einen Teil ihrer nationalen „Souveränität“ (politisch, kulturell) verzichten muß. Dieser „freiwillige“ Verzicht ist Grad des politisch-demokratischen, toleranten Bewußtseins einer Nation. Eigene Schulen, eine eigene Amtssprache für Minderheiten sind Zugeständnisse, die als „nationale Verluste“ erlebt werden.

Der für die heutigen Auseinandersetzungen relevanteste Abriß der Geschichte der Slowenen – als Kern für anhaltende Stigmatisierung und Ideologisierung – besteht aus zwei Ereignissen: der Volksabstimmung von 1920 und dem Partisanenkampf der Slowenen im Zweiten Weltkrieg.

Der 1918 ausgerufene südslawische Staat (Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen) erhob Anspruch auf alle von Slowenen besiedelten Teile des österreichischen Teils der Monarchie. Mit 60% zu 40% entschied man sich in der in Südkärnten abgehaltenen Volksabstimmung für Österreich – ein Stimmergebnis, das den Slowenen bis heute, im Sinn von Hochverrat, als „zu knapp“ vorgeworfen wird; die Slowenen aber sehen das Unrecht darin, daß ohne ihre Stimmenmehrheit das Gebiet verlorengegangen wäre.

In der Zeit des Nationalsozialismus war es 1942 zur ersten größeren Aussiedlung von Slowenen mit dem Ziel einer „Eindeutschung“ des Gebietes gekommen. Diese Aussiedlung bewirkte eine Verstärkung des Widerstands – trotz scharfer Verfolgungsmaßnahmen nahm die Zahl der Kärntner Partisanen stark zu. Auch dafür wird den Slowenen (von Teilen der Kärntner Bevölkerung) nicht-nationales Verhalten vorgeworfen, dabei wird die antifaschistische Motivation wesentlich weniger wahrgenommen als die nationale Komponente.

Durch den Staatsvertrag von 1955 erhielten die Slowenen, wie die Kroaten, weitgehende Rechte, die aber nur zum Teil verwirklicht sind. Die Zweisprachigkeit in den Schulen wird bekämpft, das Slowenische Gymnasium, das die intellektuelle Oberschicht der Slowenen „produziert“, ist vorrangiges Angriffsziel der „deutsch-nationalen“ Kärntner.

Im Sprachwandel zwischen den Generationen zeigt sich die Bedeutung von „Sprachpolitik“. Während viele

slowenische Erwachsene noch mit den eigenen Eltern Slowenisch sprechen, sprechen sie mit ihren Kindern nur noch Deutsch. Slowenisch wird heute nur noch im Haus, mit den Nachbarn und in der Kirche gesprochen. Es ist eine „private“ Sprache, aber nicht eine Sprache der Öffentlichkeit, da man fürchtet, damit Ärgernis zu erregen. Nur noch als „Haus- und Dorfsprache“ konserviert, fürchten die „bewußten“ Vertreter der Minderheit, daß diese Sprache ohne Möglichkeit des öffentlichen Gebrauchs schließlich „stirbt“. Dementsprechend meinen auch 63%, daß Slowenisch ein Hindernis ist, wenn man vorwärtskommen will, 44% meinen, daß es in den meisten Berufen ungünstig ist, wenn man Slowenisch kann. Der starke Schwund von Slowenen, die sich zu ihrer Nationalität bzw. Sprache bekennen, innerhalb der letzten Volkszählungen läßt vermuten, daß sich die Assimilation nicht nur freiwillig, sondern auch unter Druck vollzieht.

Daß auch ökonomische Probleme hinter dem Konflikt liegen, wird angenommen. Kärnten zählt zu den industriell „schwach“ entwickelten Gebieten Österreichs, die Arbeitslosenrate ist regional oft sehr hoch (10–15%). Es ist zu vermuten, daß sowohl die Slowenische Intelligenz (am Slowenischen Gymnasium ausgebildet) als unliebsame Konkurrenz um Stellen empfunden wird; als auch slowenische Organisationen wirtschaftlicher Art (Genossenschaften, Sparkassen, Betriebe) als Konkurrenz befürchtet werden.<sup>3</sup>

Ein gänzlich unterschiedliches Bild gegenüber den Slowenen zeigt die soziale und geschichtliche Entwicklung der Kroaten. Die Einwanderung und Ansiedlung der Kroaten (eine Einwanderungsminderheit, die vor 1515 nach Westungarn und Niederösterreich kam, hauptsächlich Bauern geblieben) ist – für eine nationale Minderheit – überraschend konfliktarm. Auch im Nationalsozialismus waren die Kroaten keinen gezielten Verfolgungen ausgesetzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nimmt die Zahl der Kroaten aber stark ab. Innerhalb der Kroaten entsteht der Konflikt zwischen „bewußten“ Kroaten und „Assimilanten“, die es ablehnen, sich zum Kroatentum zu bekennen. So ist auch das politische Organisationsleben der Kroaten im Burgenland wesentlich weniger ausgeprägt als das der Slowenen in Kärnten. Die Organisationen haben hauptsächlich kulturellen, volkstümlichen, wenig politischen Charakter. Dennoch zeigt sich auch hier noch eine starke Verbreitung passiver Kroatischkenntnisse bei den Angehörigen des lokalen öffentlichen Lebens, tatsächlich verwendet wird das Kroatische hingegen selten. Ein Konflikt zur Mehrheit besteht kaum, stärker ist der Konflikt nach innen.<sup>4</sup>

### Politische Flüchtlinge: die Polen

Die Einwanderungswelle von Polen im Sommer 1982 hat die österreichische Regierung in Konflikt zwischen den bestehenden Regelungen gegenüber Flüchtlingen und dem Druck der „öffentlichen Meinung“ gebracht. Das Problem ist inzwischen insofern „bereinigt“, als die meisten Polen „weitergeleitet“ werden konnten und bereits wieder abgewandert sind. „Der wichtigste Faktor der Wanderungsentwicklung war im Jahre 1982 der Abzug der Polenflüchtlinge aus Österreich. Am 1. 1. 1983 hielten

sich nur mehr 8400 Flüchtlinge in staatlich betreuten Lagern, Heimen oder Gasthöfen auf, ein Jahr zuvor waren es noch 27 500 gewesen. Der Großteil war in andere Länder weitergewandert. 1982 hatten insgesamt 14 300 Flüchtlinge Österreich verlassen, davon 12 400 Polen. Im selben Zeitraum wurden insgesamt 6300 neue Asylwerber gezählt, davon 1800 Polen.<sup>5</sup> Dieses Faktum ist offenbar wenig (in den Medien) verbreitet worden. Die Kenntnis darüber, daß Flüchtlingsströme zumeist weitergeleitet werden, und auch in diesem Fall erfolgreich weitergeleitet wurden, könnte den Konfliktstoff wahrscheinlich mindern.

## Die Juden

Sicher die komplexeste Sozialgeschichte weist die Geschichte des Judentums in Österreich auf. Auch nur ein knappes Eingehen darauf ist hier nicht möglich. Lediglich ein oder zwei historische Beispiele sollen herausgegriffen werden, um zu zeigen, wie weit die „Traditionen“ des Vorurteils zurückreichen und bis in die Gegenwart unverändert fortexistieren.

So enthält z. B. die historische Bittschrift um Vertreibung aus dem Jahr 1637 schon alle Inhalte des bis heute tradierten Stereotyps: die großen Geldleistungen der Juden an den Hof (hohe Steuern, Schutz- und Toleranzgelder) kämen nur „vom sauren Schweiß der Christen“; auf anständige Weise könnten sie das Geld nicht verdienen, weil sie kein ehrliches Gewerbe betreiben (was von den Zünften verwehrt war), noch erhielten sie sich als Tagelöhner oder Bettler (die es jedoch im Ghetto gab); und – wenn die Juden hier so geschützt werden – werden „viel tausend“ hierherkommen.<sup>6</sup> 1670 wird dann von Leopold I. die Vertreibung der Juden aus Stadt und Land verfügt.

Noch in der Judenordnung Maria Theresias (1764) mußte jeder Jude in seinem Gesuch um Ansiedlung in Wien Auskunft über den Vermögensstand geben, seine „Nützlichkeit“ (etwa Gründung einer Fabrik) in Aussicht stellen und die Höhe seines Toleranzgeldes angeben. Josef II. machte aus den ökonomischen Motiven seiner Judengesetzgebung kein Hehl. Die Zahl der in Wien lebenden Juden sollte nicht vergrößert werden, aber die Beschränkungen waren ein Hindernis für die Entwicklung der modernen Geldwirtschaft geworden. Indem man der jüdischen Finanzschicht sehr entgegenkommt, entsteht eine Polarisierung zwischen einer aus ökonomischen Motiven begünstigten schmalen großbürgerlichen Schicht und den jüdischen Unterschichten. Während die großbürgerliche Schicht politisch konservativ und dem herrschenden System (Vormärz) gegenüber loyal ist, kämpfen jüdische Intellektuelle, zusammen mit dem Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft, um die Emanzipation (1848). Beide „Typen“ von Juden prägen bis heute das „Bild“ des Juden, existieren nebeneinander: der jüdische Kapitalist oder der Revolutionär und Sozialist.

1873 kam es zur ersten großen Wirtschaftskrise (Schwarzer Freitag). Im katholisch-konservativen Blatt „Vaterland“ wird die moderne kapitalistische Wirtschaft als Werk des Judentums bezeichnet und ihm die Schuld an den gesellschaftlichen Mißständen gegeben. Aber noch vor dem kleinbürgerlichen Antisemitismus wirkte

sich der Konkurrenzneid im akademischen Milieu aus; da Medizin und Jus, durch „freie“ Berufstätigkeit, die größte Chance für eine bürgerliche Existenz und Integration boten (der Zugang zu Beamtenstellen war Juden verwehrt), waren diese Zweige von Juden überbelegt (1889/90 gab es 22% jüdische Jus- und 48% Medizinstudenten).

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie entsteht durch den Zustrom von Juden aus Galizien ein jüdisches Arbeitslosenproletariat. Die christlich-sozialen und deutschnationalen Parteien bekennen sich zum Antisemitismus. Die sozialdemokratische Partei ist zu dieser Zeit die einzige Massenpartei, die Antisemitismus ausschließt. Für Juden wird sie schon deshalb fast zur einzig möglichen politischen Opposition. Seipel spricht 1919 von der „jüdischen Gefahr“, weil die sozialdemokratischen Anhänger ihren „jüdischen Führern“ folgen, zugleich beschwört er die Monopolstellung der Juden in der Wirtschaft. Auch das Linzer Programm der Christlich-sozialen von 1923 beschwört den zersetzenden Einfluß des Judentums auf das Geistes- und Wirtschaftsleben des deutschen Volkes. Erstrebt wird der Rückzug der Juden aus bestimmten Berufen und Erwerbszweigen, die Ausschaltung der jüdischen Konkurrenz. Dieser Antisemitismus bleibt zwar mehr oder minder verbal (staatliche Maßnahmen werden nicht gesetzt), doch bildet er die Basis, auf der der nationalsozialistische Rassismus und Terror aufbauen kann. Mit dem deutschen Faschismus endet fast die Geschichte des europäischen und deutschen Judentums.

Die erste Erhebung, ob sich bei den Österreichern ein „Einstellungswandel“ vollzogen habe, führte die Besatzungsmacht der USA 1946 in ihrer Zone durch. Den Satz: „Die Nazis sind in der Behandlung der Juden zu weit gegangen, aber irgendetwas mußte geschehen, um sie in Schranken zu halten“ bejahten damals 43,8% der (in dieser Zone lebenden) Wiener, 51,2% der Linzer und 50% der Salzburger.<sup>7</sup> 1976 bejahen 21,3% der Wiener folgenden Satz: „Man sollte heute doch zugeben, daß die Beseitigung der Juden (aus unserem Land) auch positive Auswirkungen gehabt hat.“<sup>8</sup>

Mit diesem – viel zu bruchstückhaften und oberflächlichen – Überblick sollte lediglich illustriert werden, wie soziodemographische Merkmale der Gruppen, die ihnen zugedachten sozialen und ökonomischen Rollen und Ereignisse, das Wahrnehmungsbild prägen; dieses fixiert sich über Zeit und Veränderungen hinweg und bleibt als „Tradition“ lebendig, auch wenn die Inhalte schon längst in Widerspruch zur Wirklichkeit stehen.

## 2. Die wichtigsten Ergebnisse der Einstellungsuntersuchung ‚Minderheiten in Österreich‘

2.1. In einer ersten Stufe des Forschungsprojekts (Juni 1983) waren qualitative Interviews über die wichtigsten Minderheiten Österreichs, in bestimmten Regionen, vorgenommen worden.

Aus den qualitativen Interviews geht hervor, daß generell wenig Verständnis für „Minderheitenrechte“ und „Minderheitenschutz“ besteht. Rechte der Minderheiten, wie sie in der Verfassung oder den internationalen Konventionen festgelegt sind, werden zumeist als „Bevorzugung“

und „Sonderrechte“ interpretiert (so vor allem kulturelle und Sprachrechte von Volksgruppen, die materielle Unterstützung von Flüchtlingen, die Übereinkünfte über Abgaben und Sozialleistungen der Gastarbeiter zwischen den Staaten).

Dementsprechend ist der Toleranz-Begriff von teils aggressiv-autoritärer, teils aggressiv-resignativer Grundhaltung bestimmt: akzeptieren müsse man die Existenz dieser Gruppen, aber diese haben sich dafür, daß sie in Österreich leben, voll anzupassen und sollten eigentlich von sich aus auf die Inanspruchnahme ihrer „Sonderrechte“, die oft schon als „Privilegien“ gedeutet werden, verzichten. Es besteht ein starker Konformitätsdruck bezüglich der kulturellen Verschiedenartigkeit der Gruppen und wenig Verständnis für materielle Regelungen, das Gefühl, „sie leben auf unsere Kosten“ (Gastarbeiter, Polenflüchtlinge). „Die Gastarbeiter nützen den Sozialstaat mehr als ‚wir‘ aus“, ebenso „nützen die Polen die großzügig gewährten finanziellen Unterstützungen bloß aus“. Aber auch die Konkurrenz um Arbeitsplätze bzw. generell eine Sorge um „unsere Wirtschaft“ (man kann sich diese Ausgaben für Fremde heute nicht mehr leisten, Österreich hat selbst Arbeitslose) ist ein weiteres Motiv. Die ethnischen Minderheiten sollten, wollen sie in Österreich leben, auf den Gebrauch der eigenen Sprache verzichten, meint man. Es besteht auch die Befürchtung, daß sie, gewährt man ihnen einige Rechte, nur noch mehr Forderungen erheben und durchsetzen würden.

## 2.2. Vergleich der Minderheiten in Stereotyp und Maßnahmen

Die quantitative Untersuchung wurde mittels vollstrukturiertem Fragebogen (mündliche Interviews) im Oktober/November 1983 (von IFES) durchgeführt (n=2000, repräsentativ für Österreich). Ausführlich erhoben wurde die Einstellung gegenüber: jugoslawischen und türkischen Gastarbeitern, Polenflüchtlingen, Slowenen, Juden und Kroaten. Das Bundesgebiet wurde in Regionen eingeteilt, in denen bestimmte Minderheiten leben oder eine Rolle spielen. Die Fragen über Stereotyp und Maßnahmen wurden überall gleich gestellt, danach wurden noch, je nach Region, spezielle Fragen über die dort lebende Minderheit gestellt.

### Zum Konzept

Einstellungen werden meist zu dem Zweck erhoben, um daraus auf Verhaltenstendenzen zu schließen, möglichst auch Prognosen über das zu erwartende Verhalten zu treffen. Zwar ist man nie davon ausgegangen, daß verbale Einstellung und offenes Verhalten übereinstimmen, doch zeigten erst speziell dazu vorgenommene Experimente, daß der Zusammenhang weit überschätzt worden war. Die theoretische Verknüpfung der Einstellung mit Verhalten ist außerordentlich komplex, von einer Vielzahl zusätzlicher Faktoren – Situations- und Kontextvariablen – „gestört“. Infolge der Untersuchungen von Fishbein und Ajzen<sup>9</sup> unterscheidet man heute zwischen der Einstellung dem Objekt gegenüber und der Einstellung zum Verhalten gegenüber dem betreffenden Objekt; diese beiden Komponenten sind unabhängig voneinander. Erst die „Einstellung zum Verhalten“ gibt aber Aus-

kunft über die „Verhaltensintention“. Demzufolge wurde also die Vorurteilsneigung gegenüber den Minderheiten auf zwei Ebenen zu erfassen gesucht:

1. Auf der Ebene des Stereotyps, das primär die positive oder negative emotionale Grundhaltung mißt. Die Dimensionen ergaben sich hauptsächlich aus den qualitativen Interviews, stimmen aber auch mit vergleichbaren Untersuchungen des Auslands überein. Es sind dies: Arbeitswilligkeit, menschliche Qualität (Charakter, Interaktionsqualität), kulturelle Akzeptanz und Kriminalität bzw. Abweichung.

2. Auf der Ebene von „Maßnahmen“ und Verhaltensweisen gegenüber der Minderheit. In der Einstellung zu bestimmten Gesetzen, sozialen Einschränkungen (die bestimmte Diskriminierungen bedeuten) spiegelt sich schließlich das Vorurteil im engeren Sinn, nämlich die Bereitschaft zur Diskriminierung.

### Ergebnisse

Bezüglich der Wahrnehmung der Gruppen im Stereotyp zeigt sich, daß ca. 25% der Bevölkerung die Minderheiten in diesen Dimensionen, je nach Minderheit unterschiedlich, negativ bewerten. Im Gruppenvergleich schneiden durchwegs die Polenflüchtlinge am schlechtesten ab, sie genießen auch generell die geringste Sympathie. Relativ nahe bei den Polen liegen auch die türkischen Gastarbeiter.

Hingegen sind die jugoslawischen Gastarbeiter erstaunlicherweise jene Minderheit, die fast überall am besten abschneidet (am besten in „Arbeitswilligkeit“ und „Charakter“). Die „einheimischen“ Minderheiten, Slowenen, Kroaten, Juden nehmen positive Ränge bezüglich kultureller Angepaßtheit und Akzeptanz („sollen bei uns leben“) ein.

In der Bewertung von „Maßnahmen“, d. h. Rechten und Ansprüchen der einzelnen Minderheiten, herrscht zu meist „geteilte“ Meinung, durchschnittlich die Hälfte also spricht sich meist für oder gegen die einzelnen Punkte aus.

Bezüglich der Gastarbeiter schienen die Sozialleistungen und die Konkurrenz um Arbeitsplätze in den qualitativen Interviews als Kernpunkte der Ressentiments auf. 54% sind nun in der quantitativen Befragung der Meinung, Gastarbeiter sollten ein geringeres Maß an Sozialleistungen (wie Urlaubsgeld, Kindergeld) erhalten, als dies jetzt der Fall ist. Im weiteren sind 41% für das „Zurückschicken“ der Gastarbeiter, auch derer, die schon mehr als fünf Jahre hier sind, in Anbetracht der zur Zeit bestehenden wirtschaftlichen Bedingungen (Arbeitslosigkeit).

Auch bei den Flüchtlingen aus Polen ging es primär um die von ihnen verursachten „Kosten“, die zu Lasten aller Österreicher gingen. Daß Flüchtlinge aus Polen zu viel finanzielle Unterstützung erhalten, finden 44% der Österreicher, 33% halten die gegebenen Unterstützungen für gerade richtig. Den Polen, die bleiben wollen, auch eine Arbeitsgenehmigung zu erteilen, befürworten 29%; 65% dagegen wollen die Polen lieber wieder „los werden“. Es sind auch nur 35% der Meinung, daß die Polen hier auch wirklich arbeiten wollen; 49% sind der Auffassung, daß sie nur von den Unterstützungen leben wollen.

In der Frage der Kärntner Slowenen ist in den qualitati-

ven Gesprächen sehr häufig die Meinung vertreten worden, daß sie sich anzupassen hätten, so leben sollten, wie „alle Österreicher“, daher auch deutsch sprechen sollten. Es sind nun 46% der Österreicher der Auffassung, daß die Slowenen sich der „österreichischen Lebensart anpassen“ sollten. Etwa die Hälfte spricht ihnen das Recht zu, ihre kulturelle Eigenständigkeit zu bewahren und ihre Kultur zu pflegen. 41% sind gegen den Rechtsanspruch auf den öffentlichen Gebrauch des Slowenischen (in Schulen und Ämtern), 54% gestehen diesen Rechtsanspruch zu.

Über die – mit den Slowenen oft verglichenen – Kroaten finden 48%, daß diese ihre Rechte schon voll durchgesetzt hätten; nur 11% meinen, die Minderheitenrechte der Kroaten seien im Burgenland zu wenig durchgesetzt, 10% finden, sie hätten zuviel durchgesetzt (in den qualitativen Gesprächen im Burgenland war deutlich zum Ausdruck gekommen, daß die Kroaten in der Inanspruchnahme ihrer Minderheitenrechte bereits „privilegiert“ seien, die Österreicher ihnen gegenüber bereits im nachteil seien, z.B. bezüglich Förderungsgeldern).

In der Haltung gegenüber Juden ist festzustellen, daß die emotionale Ablehnung (Mißtrauen im Kontakt) – vergleicht man frühere Zahlen – unverändert geblieben ist (ca. 17%). Die Frage, ob man den Zugang der Juden zu einflußreichen Berufen kontrollieren und zahlenmäßig beschränken sollte (oder ob man nichts dergleichen tun sollte), war bereits 1976 in Wien erhoben worden. Damals haben 19,3% der Wiener eine „Berufskontrolle“ bejaht. In einer Umfrage für Österreich (1980) haben sich 18,4% der Österreicher dafür ausgesprochen. Nun, in dieser Untersuchung (1983) sprachen sich 32,7% in Österreich dafür aus.

### Regionale Unterschiede

Bezüglich der regionalen Verteilung der Vorurteile gegen die einzelnen Minderheiten zeigt sich, daß (1) das Vorurteil einer Gruppe gegenüber nicht in der Region, in der sie hauptsächlich lebt, am stärksten ist, sondern gegenüber Gruppen, die in großer räumlicher Distanz leben. (2) Daß in den Bundesländern Niederösterreich, Oberösterreich und Steiermark eine überdurchschnittlich hohe, generelle Minderheitenabwehr festzustellen ist (höchste Vorurteilsquoten, gegenüber allen Gruppen). (3) Wien zeigt im Schnitt eine geringere Vorurteilsstärke als die Bundesländer.

### Zur Ursachenstruktur

Die Gesamtanalyse (multiple Regression) der Wirkung einer Reihe von Variablen auf die Gruppenvorurteile (in den einzelnen Regionen) zeigt in großen Zügen die-

selben Faktoren für die verschiedenen Gruppenvorurteile bzw. Minderheiten. Es wirkt sich fast immer die Schichtzugehörigkeit (Beruf, Einkommen) auf das Vorurteil aus (niedrigere Schicht, höheres Vorurteil); auch die subjektive Wahrnehmung der jetzigen Wirtschaftslage und der eigenen finanziellen Situation und Arbeitsplatzsicherheit zeigt einen Effekt. Weiters wirken sich sowohl Kontakte mit Angehörigen der Minderheit als auch das „Meinungsklima“ der persönlichen Umwelt auf die Vorurteilsneigung aus (eigene Kontakte und positive Meinung vor allem von Lehrern und Eltern über die Minderheit wirken sich positiv, d.h. gegen Vorurteilsneigung, aus).

Bezüglich ideeller Rahmenbedingungen des Vorurteils gegenüber Minderheiten ist festzustellen, daß die Vorstellung, bestimmte demokratische Rechte könnten, zwecks „Stärkung“ nach innen, eingeschränkt werden, stark mit einer negativen Wahrnehmung von Minderheiten und Diskriminierungstendenzen (Befürwortung einschränkender „Maßnahmen“ gegenüber Minderheiten) einhergehen.

### Anmerkungen

- 1 Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft: „Meinungsprofile“: Einstellung zu Gastarbeitern, ausländischen Beschäftigten, Arbeitsemigranten, politischen Flüchtlingen, Asylanten in Österreich und in der BRD“, in: Journal für Sozialforschung, H. 4, 1982; Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft: „Meinungsprofile: Antisemitismus in Österreich“, in: Journal für Sozialforschung, H. 1 u. 2, 1983
- 2 dazu s. folgende Literatur:  
Arbeitskreis f. ökonomische u. soziologische Studien (Hrsg.), Gastarbeiter in Österreich, Wien 1972; Gastarbeiter. Wirtschaftliche und soziale Herausforderung. Wien 1973; Gehmacher, E., Kubat, D., Mehrländer, U. (Hrsg.), Ausländerpolitik im Konflikt. Arbeitskräfte oder Einwanderer? Bonn 1978; O. Seifert, Gastarbeiterkinder in Österreichs Schulen, Schriftenreihe d. BMfUK, Bd. 14, Wien 1978; W. Wolf, Der Sozialkontakt von Gastarbeiterkindern und österreichischen Kindern, Diss., Wien 1976
- 3 L. Flaschberger, A. Reiterer, Der tägliche Abwehrkampf, Wien 1977  
A. Suppan, Die österreichischen Volksgruppen, Wien 1983, S. 136ff.
- 4 IFES (Institut f. empirische Sozialforschung), Einstellung der burgenländischen Kroaten, Forschungsbericht (I–II), Wien 1973–75; W. Filla, L. Flaschberger, F. Pachner, A. Reiterer, Am Rande Österreichs, Wien 1982
- 5 Inst. f. Demographie (Hrsg.), Demographische Informationen, Wien 1984, S. 74
- 6 A. Drabek, W. Häusler, K. Schubert, K. Stuhlpfarrer, N. Vielmetti, Das österreichische Judentum, Wien, München, 1974, S. 72
- 7 A. Hiller, Amerikanische Medien- und Schulpolitik in Österreich (1945–1950), Phil.Diss., Wien 1974
- 8 H. Weiss, Antisemitische Vorurteile in Österreich, Wien 1984, S. 46
- 9 M. Fishbein, J. Ajzen, Attitudinal and normative variables as predictors of specific behavior, in: Journal of Personality and Social Psychology, 1973, 27, 41–57

## Gertrude Hofkirchner-Kolmanz

### VORURTEILE GEGENÜBER KÄRNTNER SLOWENEN. ANALYSE EINES INTERVIEWS.

#### I.

Die nachstehenden Anmerkungen beziehen sich auf Teile des Anhangs meiner Dissertation „Erkenntnistheoretische, sozialwissenschaftliche und psychologische Aspekte einer Theorie des Vorurteils“. Der Anhang sollte den psychologischen Aspekt, der sich theoretisch auf die „Kritische Psychologie“ stützt, an einem Fallbeispiel verdeutlichen. Die für ein besseres Verständnis notwendigen Kenntnisse über die Situation der Kärntner Slowenen, ihre sozialökonomische und politische Stellung, v.a. auch über die Geschichte des Zusammenlebens der slowenisch und deutsch sprechenden Volksgruppen in Kärnten, werden hier nicht näher erläutert, da dazu Literatur vorliegt.

Auf der Suche nach einer geeigneten Möglichkeit, ein Interview mit Menschen zu machen, die eine negative Einstellung gegenüber Kärntner Slowenen haben, stieß ich auf die zu dieser Zeit in den Kärntner Tageszeitungen laufende heftige Leserbriefkontroverse pro und contra das Minderheitenschulsystem. Mit den Schreibern ausgesprochen minderheitenfeindlicher Leserbriefe setzte ich mich telefonisch in Verbindung und bat sie um ein Gespräch über den Volksgruppenkonflikt.

#### II.

Die im folgenden wiedergegebene Tonbandaufzeichnung wurde mit einer Frau (F) gemacht, die in Klagenfurt aufgewachsen ist, dort die Frauenberufsschule besucht hat und bis zur Heirat in der Fürsorge tätig war. Seither führt sie den Haushalt. Sie betreute fünf Kinder. Der Ehemann – er ist heute in Pension – hatte ein Friseurgeschäft. Ein Sohn verunglückte vor zwei Jahren tödlich. Großeltern und Verwandte lebten bzw. leben in Völkermarkt, in einem gemischtsprachigen Gebiet also, mit relativ hohem Prozentsatz an slowenisch sprechenden Einwohnern.

(1) Interviewer: *Wenn Sie mir darstellen: Sehen Sie da einen Konflikt, oder, was betrifft Sie da besonders stark?*

(2) Frau: Wissen Sie, was mich besonders . . . , das ist das, daß wir in Kärnten Kärntner bleiben wollen.

(3) Ich finde, nichts gegen die Jugoslawen, bitte, also gegen die ‚Windischen‘. Denn die Windischen waren auch diejenigen, die einstens die Stimmen abgegeben haben, um bei Kärnten zu bleiben. Das waren die Windischen. Man verwechselt das und man verzerrt das eigentlich. Denn das Slowenische, das ist wieder ganz etwas anderes.

(4) Es sind ja nur ein paar, die hetzen. Der Grilc und wie sie halt der Reihe nach heißen. Ein paar solche Köpfe.

(5) Und es hat angefangen mit den Ortstafeln. Es wäre ja im Grund genommen nichts dabei an den Ortstafeln. Aber: Wir Kärntner, nicht alle, aber der Großteil der Kärntner, sind wohl soviel hell, daß sie gewußt haben damals schon, daß es sich ja nicht um die Ortstafeln, um den Ortsnamen gedreht hat, sondern daß da ja viel mehr dahinter steckt. Und das, das wissen die übrigen Bundesländer

ja nicht, weil sie sich mit der Situation ja nie auseinandergesetzt haben. Das war ja nur der Anfang, die Ortstafeln. Das war ja dann ganz anders. Dann hätten sie gesagt: „Dort wo die Ortstafeln sind, dort in diese Gemeinde gehört einer von uns Slowenen hinein. Und in die Schule gehört ein slowenischer Lehrer hinein.“ Das war ja der Grund. Das war ja nur ein Vorwand, die Tafeln. Und aufgrund dessen haben sie sich natürlich dann gesagt: „So. Da sind die Tafeln. Also dort müssen wir auch sein.“

(6) Denn jedes Jahr kommen so und so viele Kinder aus dem Gymnasium mit der Matura. Die wollen sie unterbringen. Und das ist natürlich dann die gegebene Sache, wo sie sagen: „Na gut, in die Gemeinde hinein.“ Und, jedenfalls eine Staatsstellung wollen sie haben.

(7) Und es ist sonderbar, daß man ein italienisches, ein slowenisches Gymnasium haben will, und einen slowenischen Kindergarten haben will, und eine slowenische Handelsschule und Handelsakademie, eine Frauenberufsschule usw., slowenische Heime. Jetzt ist wieder ein wunderschönes unten entstanden neben dem jugoslawischen Gymnasium. Das ist jetzt im Rohbau. Da fühlt man sich absolut nicht im Getto. Wenn man da für sich allein ist. Aber die Volksschule. Die müssen wir noch haben. Die fehlt uns noch. Da möchte man zusammen sein, damit man möglichst die Kleinen, die noch nicht so mitdenken können und so, damit die schon die Sprache lernen, damit man die schon da hineinkriegt. Das ist das Ganze. Da fühlen sie sich im Getto, wenn sie eine Alleine-Schule haben.

(8) Aber warum sollen die deutschsprachigen Kinder Slowenisch lernen, wenn nur ein Kind Slowene ist? Das heißt ja nicht, daß es Slowenisch in der Schule lernt, als Sprache, als Fremdsprache. Sondern es ist ja dann die Unterrichtssprache Slowenisch. D. h. es wird alles in Slowenisch gesprochen.

(9) Ja dann soll eine Klasse sein, die eben Slowenisch hat. Und in jeder Schule ist ein Raum frei, daß man sagt, das sind halt die slowenischen Kinder. In der Pause können sie ja zusammen spielen. Man hat ja nichts dagegen.

(10) Schauen Sie, wir haben Bekannte in Jugoslawien unten. Und wir haben mit denen gesprochen – in Laibach und auch in Krainburg. Und alle haben uns dasselbe gesagt: „Ja sagt bloß einmal, was wollen denn die Jugoslawen eigentlich oben bei Euch? Die sollen einmal zu uns herunter kommen! Denen geht's ja anscheinend viel zu gut, daß die noch Forderungen stellen. Wir gehen gerne hinauf.“ Das sagen die eigenen Leut. Also muß ja irgendwas faul sein.

(11) Schauen Sie: Genauso wie die Jugend. Es ist ja nur immer wieder die Jugend, die sich da dreinmischt. Die haben protestiert in Wien draußen. Die Studenten. Ja die sollen lernen! Was geht sie das an, was da hier ist in Kärnten. Die wissen's ja gar nicht.

*F. spricht in der Folge erregt über die sogenannte ‚Bahnhofsaktion‘ slowenischer Gymnasiasten, die aus Protest gegen die Unterdrückung ihrer Sprache Fahrkarten auf Slowenisch verlangten und dabei einen ziemlichen Wirbel verursachten.*

(15) Und bei uns heißt's immer: Seid's still und tut's ja nichts und seid's friedlich usw. Und die anderen er-

lauben sich alles. Man muß das einmal von dieser Seite sehen. Wenn man das nicht so, das friedliche Nebeneinander, wenn immer welche sind, die dann dagegen tun. Und denen soll man alles bieten und alles geben.

(16) Glauben Sie, das verbittert.

(17) Schauen Sie, unten in Unterkärnten z. B.: Ich kenn' einige Bauern, die z. B. sagen: „Wenn wir was ansuchen beim Raiffeisenverband, um irgendeine Subvention, wir kriegen's nicht. Da wird's abgelehnt. Wenn der Jugoslawe das verlangt, der kriegt das sofort.“ Ja weil's die Minderheit. Da muß man eben gut sein. So, aber daß das die Mehrheit verbittert!

*Ein großer Teil des Gesprächs wird hier aus Platzgründen weggelassen. Ich komme danach noch einmal auf die Ausgangsfragestellung zurück:*

(1) Interviewer: *Warum fühlen Sie sich so betroffen?*

(2) F.: Vielleicht, weil mein Vater einer der Kämpfer war, und meine Tante eine Kämpferin war. Die hat noch alles das miterlebt. Wir haben das mitgehört und mitbekommen von unseren Eltern her noch, daß die mitgekämpft haben und waren mit Abwehrkämpfer. Und daß man diese ganze Not und die Situation von daher eben kennt.

(3) Und sagt: Um Gottes willen, wie sind wir unseren Eltern dankbar, daß wir heute deutsch sein können und dürfen. Und aus dem Grund heraus.

(4) Und um Gottes willen, nur die Heimat erhalten wieder für unsere Kinder.

(5) Nur nicht, um Gottes willen, sagen... und wir wissen, ich weiß es, von einigen Fällen, die z. B. da hier verschleppt worden sind nachher und nach Jugoslawien hinunter. Und von denen hat man nie mehr etwas gehört. Die sind umgebracht worden. Die sind einfach nicht mehr zurückgekommen usw. Nicht!

(6) Daß man sagt, um Gottes willen, wenn das uns passiert! Was soll mit unseren Kindern einmal werden. Die können nie mehr Deutsch lernen und nichts. Das müssen sie alles liegen und stehen lassen und gehen. Müssen unsere Heimat verlassen, an der wir hängen. Denn wir sind durch und durch Kärntner.

(7) Wir haben es auch schon unseren Kindern weitergegeben. Unsere Kinder sind Kärntner, also echte Ding, die an der Heimat...

(8) Und einer der rührendsten und anhänglichsten und Traditionsträger war dieser Sohn. (Zeigt auf Fotos und ein Porträt an der Wand.)

(9) Der war zwar erst einundzwanzig, wie er verunglückt ist. Aber der hat seine Heimat mit so einer Liebe und Ding gesehen. Wie wir einmal vom See herunter gefahren sind, da die Autobahn, wie oft hat er gesagt: „Mama, schau hinunter, schau wie wunderschön! Der See! Die Berge! Das ist unsere Heimat! Das gehört uns. Das ist unser Land. Wohnen wir nicht in einem herrlichen Land! Müssen wir nicht ewig dankbar sein, daß wir da wohnen können! Mama, ich bin so glücklich.“

*Die Frau erzählt dann vom Verkehrsunfall ihres Sohnes, der von einem jugoslawischen Lastwagenfahrer verschuldet worden war. Für sie hat dieser Jugoslawe den Sohn umgebracht. Sie betont aber, daß das nicht das bestimmende Moment in ihrem Verhältnis zu den Kärntner Slowenen sei.*

*An dieser mit starken Emotionen besetzten Stelle spricht die Frau davon, daß sie die Slowenen – die Jugo-*

*slawen, wie sie sie nennt – hasse, um das gleich darauf wieder zurückzunehmen.*

(18) Und ich find: Die Welt ist so groß. Und wem es da nicht paßt, ja der soll dorthin gehen, wo es ihm eher paßt, wo er sich wohler fühlt. Also wenn ich mich da so verfolgt fühl' und da so unglücklich bin und da nichts hab', die mir keinen eigenen Lebensraum geben und nichts geben, wie sie behaupten, was ja gar nicht stimmt, dann, ja um Gottes willen, dann geh' ich dorthin, wo ich das alles haben kann.

(19) Es sind Gründe, die verkauft worden sind, wo ich's auch weiß, die über einen Mittelsmann gekauft worden sind von Jugoslawen. Und gehen Sie ins Rosental. Schauen Sie sich das an, wieviele Jugoslawen im Rosental drinnen sich angekauft haben.

(20) Dann sollen sie nicht sagen, man verfolgt sie. Die sollen in Frieden leben. Sie sollen ruhen und Frieden geben.

(21) Die Welt, das Leben ist so kurz. Ich seh's jetzt überhaupt mit anderen Augen, weil ich eben das Kind verloren hab'. Es ist so kurz. Man weiß nie, wann's aus ist. Ja muß ich das bißerl Zeit, das ich hab', wo ich da bin, kann ich nicht nur meiner Arbeit nachgehen, meinem Vergnügen z. T. nachgehen und mit meiner Familie in Ruhe und Frieden leben. Kann ich das nicht? Muß ich immer da und dort und dort und dort schüren? Ist das so schwer? Ich begreif' das nicht. Es kann ja morgen aus sein. Sie können jetzt hinunter auf die Straße... es kommt ein Auto. Und Sie sind weg. Soll ich mich deshalb streiten? Warum?

### III.

In einer auf das Interview folgenden (hier nicht wiedergegebenen) Satz-für-Satz-Interpretation wurde versucht, Schwerpunkte der Aussagen deutlich zu machen. Darin wurde man darauf hingewiesen, daß die Kärntner Slowenen „Jugoslawen“ genannt werden (die sich zum Slowenentum bekennenden genauso wie die ‚Windischen‘). Interpretationen wurden durch Dokumente korrigiert, z. B. wenn die Interviewpartnerin davon spricht, daß die Slowenen die Volksschule auch noch „haben“ möchten: Diese ‚haben‘ sie bereits. Und die Aktion des Kärntner Heimatdienstes sollte ja bewirken, daß sie die Volksschule nicht mehr „haben“. Indem die Frau hier umstellt, wer fordert und wer verteidigt, zeigt sie, daß sie sich lieber in der Rolle des Verteidigers eines Status quo sieht, daß Fordern eher etwas Negatives für sie ist. Es werden in dieser ersten Analyse bereits bestimmte Denkmuster aufgezeigt. Ein anderes derartiges Denkmuster ist der Psychologismus, z. B. in dem Abschnitt: „Die Welt, das Leben ist so kurz...“.

Noch nicht behandelt wird hier allerdings die unbewußte Konfliktsituation, die im Monolog zum Ausdruck kommt, das Konfliktabwehrmuster, die subjektive Funktion, die das Vorurteil gegenüber den Kärntner Slowenen hat. Im vorliegenden Fall ist es das Ideologem der Kärntner Urangst und die übergroße Heimatliebe.

### IV.

Zum besseren Verständnis der Analyse des Konfliktabwehrmusters, das hinter der Haltung der interviewten

Frau steht, soll kurz das Konfliktmodell der kritischen Psychologie dargestellt werden.

Menschliche Handlungskonflikte ergeben sich, wenn einerseits die gegenwärtige Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen subjektiv als unzureichend empfunden wird, der gegenwärtige Zustand als Ausgeliefertheit an undurchschaubare aktuelle Lebensbedingungen und somit als Bedrohung erlebt wird, sodaß sich daraus Handlungsimpulse in Richtung Erweiterung der Bedingungsverfügung ergeben und wenn andererseits gleichzeitig mit den diesen Handlungsimpulsen entspringenden Handlungen eine Gefährdung sogar des gegenwärtigen Zustandes als Risiko antizipiert wird, sodaß das Individuum zwischen den beiden Alternativen, im Sinne der eigenen langfristigen Interessen zu handeln, dabei aber ein Risiko einzugehen, oder im gegenwärtigen, als unzureichend empfundenen Zustand zu verharren, hin- und hergerissen ist, handlungsunfähig zu werden und damit in den Zustand manifester Angst zu geraten droht.

Die Bewältigung dieser Angst ist prinzipiell in zwei Richtungen möglich: als Verarbeitung und Abwehr, sie führt entsprechend zu verallgemeinerter Handlungsfähigkeit oder zu restriktiver Handlungsfähigkeit.

Konfliktverarbeitung bedeutet, die eigenen Lebensbedingungen, die Handlungsziele, die Konsequenzen und Risiken der Handlungen, die eigenen Fähigkeiten und ihre Entwickelbarkeit usw. genau zu überprüfen, um zu einer einheitlichen Gesamtwertung zu kommen und sich für eine der beiden Handlungsalternativen entscheiden zu können, entsprechend handlungsfähig zu werden.

Konfliktabwehr besagt allgemein „Leugnung, Verkennung, Umdeutung, etc., also Fehlkognition solcher Aspekte der äußerlichen oder inneren Realität, die die widersprüchlichen emotionalen Wertungen nach sich zogen; die Vereinheitlichung der emotionalen Gesamtwertung als Voraussetzung der Handlungsfähigkeit wird hier lediglich auf Kosten des Realitätsbezuges des Individuums erreicht.“ (U. H. Osterkamp, Motivationsforschung 2, 1976, 284.) Mit dem reduzierten Realitätsbezug gelangt das Individuum jedoch auf ein niedrigeres Niveau relativer Handlungsfähigkeit. Der Grad der Ausgeliefertheit und Abhängigkeit und damit die potentielle Bedrohtheit werden erhöht. Auch die Konfliktabwehr führt zunächst zu Angstfreiheit. Durch die ständige potentielle Bedrohtheit sind zur Aufrechterhaltung relativer Freiheit von aktueller Angst aber ständige Abwehraktivitäten notwendig, was wiederum zur Verminderung des Realitätsbezuges beiträgt, sodaß der Bereich der Lebensbedingungen, den das Individuum noch kontrollieren kann, immer mehr eingeengt wird.

Daß in der Realitätsabwehr Kognitionen abgewehrt werden, bedeutet, daß sie vorher gemacht worden sein müssen. Werden sie nun abgewehrt, gehen sie nicht verloren, sie werden nur partiell unbewußt – wie auch die mit ihnen verbundenen Emotionen. Verloren geht der bewußte Bezug zu ihnen. Die Gefühle werden so aber nicht mehr handhabbar. Da der Anlaß der Bedrohtheit nicht verschwunden, nur verdrängt ist, bleiben sie als inhaltsleeres blindes Gefühl bestehen, können zum selbstständigen Affekt werden, der sich sekundär an alle möglichen Personen und Anlässe heftet. Auch die Kogni-

tion, daß abgewehrt wird, muß verhindert werden, da sie dem Individuum ja sonst zeigen würde, daß etwas da ist, das abzuwehren ist. Das Individuum ist, aufgrund der Verweisungszusammenhänge der gegenständlichen gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen, gezwungen, immer weitere Teile der Realität abzuwehren. Schließlich müssen auch Gedächtnisinhalte, die Erinnerungen an nun abzuwehrende Kognitionen in den Abwehrprozeß einbezogen werden.

Bei der Abwehr wird immer solchen Kognitionen emotionaler Widerstand geleistet, die subjektive Handlungsbereitschaften auslösen würden, die, in Handlungen umgesetzt, (vermeintlich) existenzbedrohende Konsequenzen nach sich zögen. Ein Näherbringen von Kognitionen solcher Art muß also so lange ein erfolgloses Bemühen bleiben, als das Individuum die sich aus der Erkenntnis ergebende Praxis mit ihren Folgen als zu gefährlich erlebt.

## V.

Die folgende Analyse soll lediglich als Interpretationsangebot verstanden werden – nicht, weil die Konfliktbewältigung der interviewten Frau beliebig interpretiert werden könnte, sondern weil die angewandte Methode keine Vereindeutigung zuläßt, da die Frau nicht am Forschungsprozeß teilgenommen hat. Damit wurde die wichtigste Instanz ausgeschaltet, die für die Nachprüfung des Forschungsergebnisses zuständig wäre, die feststellen könnte, wie weit die eigene subjektive Befindlichkeit und Handlungsfähigkeit, von der in der Interpretation die Rede ist, wie weit der subjektive Möglichkeitsraum erfaßt wurde.

Das zentrale Motiv, das die Frau sieht und auch sofort anführt, um ihre Betroffenheit und ihre Involviertheit in den Volksgruppenkonflikt zu begründen, ist die „Kärntner Urangst“ und im Zusammenhang damit ihre große „Heimatliebe“. Zu Beginn sagt sie: „...daß wir in Kärnten Kärntner bleiben wollen“ (I./2). Und weiter: „Die Heimat also bedeutet uns enorm viel ... Ich könnte nie fort von da ... Kärnten, das ist ein Stück von mir ... Wir sind zu sehr verbunden mit unserer Heimat.“ (II./14) Sie ordnet auch den Ortstafelsturm dem Motiv der „Urangst“ zu: „Da sind die Tafeln. Also dort müssen auch wir sein“ (I./5). Ebenso die Schulfrage: „Aber die Volksschule. Die müssen wir noch haben. Die fehlt uns noch.“ (I./7) und – damit zusammenhängend – die Frage der Sprache: „...damit man möglichst die Kleinen, die noch nicht so mitdenken können und so, damit die schon die Sprache lernen, damit man die schon dahineinkriegt.“ (I./7) Im zweiten Teil führt sie, nachdem sie vorher schon damit begonnen hatte, in historischer Rückschau die Berechtigung der ‚Kärntner Urangst‘ aus – den „Abwehrkampf“.

Die „Kärntner Urangst“ bezieht sie besonders auch auf die Zukunft ihrer Kinder: „Was soll mit unseren Kindern einmal werden?“ (I./3) „Und um Gottes willen nur die Heimat erhalten wieder für unsere Kinder.“ (II./4, siehe auch II./7–9) Als einen Beweis für die Begründetheit ihrer Angst führt sie an, daß die ‚Jugoslawen‘ Grundstücke in Kärnten kaufen (I./9), aber auch das slowenische Gymnasium, über das Slowenen unter anderem in Staatspositionen gelangten.

Wie ist diese „Kärntner Urangst“ zu verstehen und damit im Zusammenhang die große Rolle, die die Heimat-

liebe im Leben der interviewten Frau spielt? Für Nicht-Kärntner, für Nicht-Betroffene ist es zunächst einmal oft ganz unverständlich, daß man in Kärnten wirklich glauben kann, daß Jugoslawien heute irgendwelche Absichten einer Annexion Unterkärntens hat. Die Tatsache, daß Jugoslawien zweimal (aus berechtigten Anlässen) Gebietsansprüche an Österreich gestellt hat, führt keineswegs logisch zu der Annahme, daß Jugoslawien heute noch das gemischtsprachige Gebiet Kärntens für sich beansprucht. Welche subjektiven Beweggründe stecken also hinter dieser für Außenstehende ‚irrationalen‘ Argumentation, hinter dieser Angst, in der die Frau so bereitwillig das Ideologem der „Kärntner Urangst“ aufgreift?

Auch die Heimatliebe ist in diesem Ausmaß und vor allem in ihrer Funktion im Zusammenhang mit der „Kärntner Urangst“ zu hinterfragen. Die Vermutung scheint begründet, daß es sich auch dabei nicht um das eigentliche Motiv, sondern um eine vorgeschobene Rationalisierung handelt. Daß es sich dabei um eine ideologische Zuordnung zum Deutschnationalismus handelt, darauf deutet u. a. auch der Name des Kärntner Heimatdienstes hin.

Sowohl die deutschsprachige als auch die slowenische Volksgruppe in Kärnten haben das gleiche objektive Interesse an einer Überwindung der Spaltung in Slowenen/ ‚Jugoslawen‘ und ‚richtige‘ Kärntner, an der Durchsetzung gleicher Möglichkeiten für alle Kärntner, einschließlich der Slowenen. Die verallgemeinerte Handlungsfähigkeit, die meiner Meinung nach im konkreten Fall im Möglichkeitsraum der Frau als gegenüber den antislowenischen Handlungen alternative Handlungsmöglichkeit existiert, beinhaltet also das Akzeptieren der Kärntner Slowenen in ihrer nationalen Eigenart und Identität als gleichberechtigte Bürger des Landes.

Daß die slowenische Volksgruppe gleichwertig neben und mit der deutschsprachigen Mehrheit leben kann, liegt nicht allein im Interesse der Slowenen. Es liegt auch im langfristigen Interesse der übrigen Kärntner. Denn eine Politik, die an der Diskriminierung einer Gruppe orientiert, bzw. ein Leben, das auf solchen Grundlagen aufgebaut ist, sind ständig in Gefahr, in deren Grundlagen erschüttert zu werden, müssen sie doch Gegenwehr herausfordern.

Das Wissen um diese langfristigen Interessen und die entsprechende Handlungsbereitschaft müssen bei der interviewten Frau dann zum Konflikt führen, wenn ihre Abhängigkeit von Herrschenden – die sich unter anderem auch als Abhängigkeit von der herrschenden Meinung äußert – stark genug ist (möglich erscheint hier unter anderem die Abhängigkeit des Erfolges ihres Friseurgeschäftes von der eigenen antislowenischen Haltung), daß es für die Frau gefährlich erscheint, sich für diese langfristigen Interessen einzusetzen: gefährlich für die Beibehaltung des Erreichten – den Erfolg im Geschäft, das Leben und die Identität als „Deutsche“.

Neben den „handfesten“ Vorteilen, die ein deutschsprachiger Kärntner in diesem Land genießt, gibt es auch andere, ideologische Verlockungen: Die „deutsche“ Heimat ist z. B. ein solches Identifizierungsangebot mit den Mächtigen, das die Frau aufgreift. Für sie „gehört“ die Heimat durchaus nicht allen dort lebenden Menschen, die Heimat „gehört“ allen Deutsch sprechenden Kärnt-

nern: „Es ist unsere Heimat. Das gehört uns. Das ist unser Land.“ (II./7) Hier wird die nationale Zugehörigkeit der Menschen als Kriterium betrachtet, ob für diese Menschen Kärnten die Heimat ist oder nicht. „Kärnten ist deutsch.“

Das Wissen um die Gefährdung dieser „deutschen“ Existenz kann von der Frau zwar verdrängt werden. Es ist damit aber nicht zum Nicht-Wissen geworden, sondern nur unbewußt. Die emotionale Wertung dieses Wissens, das Gefühl der Bedrohung und Angst, das von diesem Wissen ausgeht, bleiben bestehen.

Als „Kärntner Urangst“ scheint dieses ständig vorhandene, diffus und unbegründbar gewordene Gefühl der Angst und Bedrohtheit wieder begründet und handhabbar geworden zu sein. Als „Kärntner Urangst“ lenkt es gleichzeitig von den Ursachen und von der Forderung nach Änderung der Lebensverhältnisse ab, befreit damit die Frau von der damit verbundenen Konfliktangst.

Das ideologische Angebot der „Kärntner Urangst“ erfüllt aber nicht nur diese subjektive Entlastungsfunktion für einzelne Individuen, wie auch für die betroffene Frau – diese Funktion bewirkt jedoch, daß es so bereitwillig aufgegriffen wird. Es orientiert gleichzeitig das Denken, Fühlen und Handeln in die von dieser Ideologie angestrebte Richtung, ist funktional also auch für die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse, für die Aufrechterhaltung der Spaltung. Unter dem Vorwand ‚Kärntner Urangst‘ wird allerdings gerade das getan, was die Bedrohungsgefühle letztlich noch verstärken muß, werden jegliche Bemühungen der Kärntner Slowenen, ihre nationale Identität zu bewahren, als Slowenen gleichberechtigt in Kärnten leben zu können, bekämpft.

Die kurzfristigen Vorteile, die die Frau mit ihrer Entscheidung für die restriktive Handlungsfähigkeit, für eine antislowenische Haltung gewinnt, erhält sie nur um den Preis ständiger Angst, die ihre Lebensqualität wesentlich beeinträchtigt, denn die Bedrohung, die von der anti-slowenischen Politik ausgeht, ist ja nicht aufgehoben. Und sie gewinnt sie um den Preis ständig reduzierter Bedingungsverfügung – der äußeren, aber auch der inneren Realität: der inneren Realität, indem sie ständig Realitätsaspekte abwehren muß und über die mit ihrer Wahrnehmung verbundenen Emotionen nicht mehr bewußt verfügen kann, ihnen ausgeliefert ist.

Der Genuß von Privilegien auf Kosten anderer ist von ständiger Angst, diese Privilegien wieder zu verlieren, begleitet. Er erzeugt aber auch Schuldgefühle, die, da sie auf die Privilegien hinweisen, genauso wie das Wissen um die Privilegien abgewehrt werden müssen, unbewußt werden. Als unbewußte Schuldgefühle beeinträchtigen sie zusätzlich zum bereits analysierten Bedrohtheitsgefühl die eigene Lebensqualität. Die interviewte Frau weiß nicht mehr, daß sie sich schuldig fühlt. Die Form der Schuldabwehr äußert sich darin, daß sie zum einen negiert, gegenüber den Slowenen privilegiert zu sein, was auch bedeutet, daß sie negiert, daß die Slowenen in irgendeiner Weise schlechter gestellt wären. Aus dieser Realitätsabwehr wird eine Verkehrung ins Gegenteil: Die Slowenen werden als die eigentlich Privilegierten gesehen. Die Schuldabwehr verlangt auch, daß negiert wird, daß in Kärnten eine antislowenische Politik verfolgt wird, an der die interviewte Frau teilnimmt.

Wieder kommt es hier zur Realitätsumkehr: Die Slowenen seien diejenigen, die hetzten, stichelten, der Mehrheit ihren Willen aufzwingen wollten, den Versuch der Slowenisierung betrieben (mit den Ortstafeln, den Schulen etc.), eine Politik verfolgten, die eben der Anlaß zur „Kärntner Urangst“ sei.

Die Abwehr bezieht sich letztendlich nicht nur auf alles, das die subjektive Notwendigkeit verallgemeinerter Handlungsfähigkeit aufzeigt. Sie muß sich, wie in diesem Zusammenhang bereits ersichtlich wurde, überhaupt auf all diejenigen Aspekte der Realität richten, die auf die generelle Möglichkeit verallgemeinerter Handlungsfähigkeit hinweisen und sie damit (erneut) als subjektive Möglichkeit in Rechnung stellen (und die bereits vorgenommene Abwehr gefährden). Das heißt, abgewehrt wird alles, was darauf hinweist, daß die Slowenen gleichberechtigt sein könnten und müßten. Das fängt damit an, daß die interviewte Frau die Kärntner Slowenen mit den Jugoslawen gleichsetzt: Z. B. spricht sie vom ‚jugoslawischen Gymnasium‘ (I./7), ‚jugoslawischen Kindern‘ (I./11), ‚Jugoslawen‘ bekämen Subventionen (I./17) etc. Die Kärntner Slowenen werden damit zu Ausländern erklärt – explizit sagt sie einmal, die Slowenen seien gar nicht in Kärnten geboren –, sodaß sie auch nicht die gleichen Rechte beanspruchen könnten. Wenn es keine Slowenen in Kärnten gibt, können diese auch nicht „germanisiert“ werden, gibt es auch keine Handlungsalternative, die auf die Gleichberechtigung der Slowenen orientiert. Bestritten wird dann natürlich auch,

daß „Einheimische“ Slowenisch als Muttersprache haben. Diesen Stellenwert erfüllt die Kategorie der „Windischen“.

Alles, was darauf hinweisen könnte, daß die Slowenen eine nationale Volksgruppe sind, die in Kärnten beheimatet ist und mit dem gleichen Recht auf ihre nationale Identität besteht wie die deutschsprachige Mehrheit, alles was somit von der interviewten Frau für den Bestand ihrer Abwehr als bedrohlich empfunden werden muß, wird von ihr auch abgelehnt. Als bedrohlich empfunden werden so die Ortstafeln – damit würde offiziell kundgetan, daß Kärnten kein rein „deutsches Gebiet“ ist. Bedrohlich ist auch die Gleichbehandlung des Slowenischen in der Schule.

Bedrohlich und daher als Feind empfunden werden muß jeder, der sich für die Gleichberechtigung der Slowenen einsetzt. Vorrangig sind das natürlich jene Menschen, die sich als Slowenen bekennen, sei es womöglich dadurch, daß sie ihre Sprache öffentlich gebrauchen (siehe die Reaktion auf die ‚Bahnhofsaktion‘ I./12, siehe I./14), und vor allem die Funktionäre der slowenischen Volksgruppe.

Emotional aufgewühlt durch das Erzählen eines anderen, tief berührenden Ereignisses (den Tod ihres Sohnes), bringt die Frau in voller Stärke die Bedrohung und psychische Belastung, die sie durch die „Jugoslawen“/ Slowenen erfährt, ebenfalls in Verbindung damit zum Ausdruck: „Abgesehen von all dem, nicht deshalb, hasse ich die ...“ (II./10).

## Andreas Maislinger

### BAUERN GEGEN HITLER

#### Ein vergessenes Kapitel des Widerstands

Ein Tourist aus Berlin kommt nach Tirol. Bei einem Spaziergang spricht er einen Bauern an, der eine Fuhr Langholz ins Tal bringt: Sajen Se mal, Männeken, wozu braucht Ihr so lange Stanjen? – Dees gibt Fotzhobeln (Mundharmonikas) für die Piefkes.

Das ist nur einer der vielen von Franz Danimann in dem Buch „Flüsterwitze und Spottgedichte unterm Hakenkreuz“ veröffentlichten Witze, welche sehr gut zum Ausdruck bringen, wie in Österreich gerade von der „einfachen Bevölkerung“ meist über die Deutschen gedacht wurde, nachdem unsere Heimat dem Großdeutschen Reich eingegliedert worden war.

Darüber hinaus ist aber kaum bekannt, daß nicht wenige Bauern und Bäuerinnen aktiv gegen den Nationalsozialismus aufgetreten sind. Wenn man von Widerstand spricht, denkt man meist nur an den organisierten Widerstand und damit vor allem an Kommunisten, Sozialisten, Monarchisten und katholische Priester – nicht jedoch an die Bauern. Vielmehr herrscht oft der Eindruck, daß die meisten Bauern mit den Entschuldigungsaktionen und der „Blut und Boden-Politik“ der Nazis zufrieden gewesen seien. Ein Buch über „Bauern gegen Hitler“ gibt es bis jetzt nicht. Stattdessen eine Fülle von Büchern über „Offi-

ziere gegen Hitler“, „Eisenbahner gegen Hitler“, „Kommunisten gegen Hitler“ und so weiter. Für die Bauern, welche gegen Hitler waren, hat sich bis jetzt kaum ein Wissenschaftler interessiert, und die Organisationen der Bauern (Landwirtschaftskammern und Bauernbund) haben dieses Thema nicht aufgegriffen. Es fehlte bis jetzt das Interesse für eine umfassende Sammlung der Informationen über diesen Bereich, sieht man vom Fall des sehr bekannt gewordenen Innviertler Bauern Franz Jägerstätter ab. Bevor jedoch der ORF einen Film über das Leben und Sterben dieses tief religiösen Bauern drehte, mußte ein amerikanischer Professor nach St. Radegund – der Heimatgemeinde Jägerstätters – fahren, um mit seiner Frau, den Kindern und Nachbarn zu sprechen und ein Buch zu schreiben. Bei uns hat niemand daran gedacht, über Franz Jägerstätter ein Buch zu schreiben.

Soweit zu meinem Bedauern über das fehlende Interesse an diesem Thema. Bevor ich einen Tiroler Bauern näher vorstelle, welcher gegen Hitler war, noch eine Bemerkung zu unserer engeren Heimat: Auch in Tirol denkt man beim Wort Widerstand nicht so sehr an die von mir in den Vordergrund gestellten Bauern, sondern (und das Gedenkjahr 1984 hat es wiederum gezeigt) an Andreas Hofer und den Widerstand gegen die französische und bayrische Besatzung vor 175 Jahren. An die Besatzung der Jahre 1938 bis 1945 wurde kaum erinnert. Schon gar nicht an den damaligen Mut einiger Bauern! Stattdessen werden etwa auf dem Tummelplatzfriedhof bei Innsbruck unter der Überschrift

#### HELDENEHRUNG

Die Namen aller Gefallenen Tiroler von 1796–1945 sind soweit der Anforderung zur Anmeldung Folge geleistet wurde im Tiroler Ehrenbuch am Berg Isel pietätvoll eingetragen und es kann dort jederzeit Einblick genommen werden.

die Gefallenen der Kämpfe gegen die fremde Besatzung in einem Atemzug mit den Tirolern genannt, welche für Großdeutschland an allen Fronten kämpfen und sterben mußten.

Darunter steht dann sogar noch der Spruch, welcher den Kampf für Nazi-Deutschland in eine Reihe mit dem Kampf für GOTT, KAISER und VATERLAND stellt:

Dem Vaterland Hab und Leben  
Dir zu geben sind wir allesamt bereit.  
Sterben gern zu jeder Stunde  
achten nicht die Todeswunde,  
wenn das Vaterland gebeut.

Von denen, die gegen den Nationalsozialismus waren, ist keine Erinnerung zu finden. Auch nicht in den Tiroler Dörfern. Mit Ausnahme der Erinnerung an den Pfarrer Otto Neurührer. Aber hier soll es ja nicht um Priester gegen Hitler, sondern um Bauern gegen Hitler gehen.

Die Nacht vom 11. auf den 12. März 1938. Im Zeichen größter Aufregung stand diese Nacht. Schweigend, ahnungsvoll gehen die Menschen, die ob der Ereignisse nicht schlafen konnten, aneinander vorbei. Durch Radiomeldung haben wir die niederschmetternde Kunde vernommen. Drei Begriffe, unfassbar, untragbar, zermartern meine Seele:

Heimatlos...  
führerlos...  
vergewaltigt.

Wie vielen Tiroler Bauern und Bäuerinnen ist es damals so ergangen wie dem Kalksteiner Vinzenz Schaller? Sicher hatten viele ähnliche Empfindungen, nur wenige haben jedoch die Eindrücke niedergeschrieben. Der Bergbauer Vinzenz Schaller tat es:

In schwerster Stunde!

13. 3. 1938.

Heimatlieb, der Erde schönster Inbegriff  
wir haben dich verloren.

Führer du von Gottes Gnaden  
schmachtest, leidest hinter Eisentoren.

Die Treuen dein, verspottet  
und als Meute hingestellt,  
verkauft von den Verrätern um schnödes Sündengeld.

Ein freies Volk trägt Sklavenketten heute,  
ward des Hochmuts, blinden Hasses Beute.

Wer mißt den Schmerz? Wer unsere Not?  
O, Gott hilf tragen, was das Schicksal bot!

Und Schaller hatte noch ein schweres Schicksal zu tragen, denn er nahm das „Rot-Weiß-Rot bis in den Tod!“ Bundeskanzler Schuschniggs ernst. Als es darum ging, den Eid auf Adolf Hitler zu leisten und für ihn und das Deutsche Reich zu kämpfen, sagte er nein.

Zuvor legte Schaller noch seine Funktionen zurück, weil er dem neuen System nicht dienen wollte. In der Zeit des Ständestaates war er Bauernvertreter. Er tritt auch aus der Technischen Nothilfe aus, da sie auch bei Aufständen herangezogen werden konnte. Da er mit der Begründung „Ich kann heute nicht unterstützen, was ich gestern noch bekämpft habe“, nicht der Volkswohlfahrt beitrifft, macht er am 10. Oktober 1938 zum erstmaligen Bekanntschaft mit der Geheimen Staatspolizei (Gestapo). Ein fünfständiges Verhör und elf Tage Haft waren die Folge. Damals wurde ihm schon – wie so vielen – mit Dachau gedroht. Nicht von ungefähr ging ein Spruch landauf landab: „Lieber Gott, mach mich stumm, damit ich nicht nach Dachau kumm!“ Man wußte also ziemlich genau darüber Bescheid, was einem droht, wenn man zu viel weiß und zu viel sagt. Besser war es, den Mund nicht aufzumachen. Noch besser, nicht neugierig zu sein und auf keinen Fall ausländische Sender zu hören. Inzwischen wissen wir, daß sich die wenigsten Bauern daran gehalten haben. So ist es keine Seltenheit, daß mir vierzig Jahre später ehemalige Ortsgruppenleiter der NSDAP berichten, wie schwer sie es mit den Bauern hatten. In einem Dorf mit etwa 900 Einwohnern war kein einziger Bauer bei der Partei. Der Nationalsozialismus blieb den Bauern nach Aussage dieses ehemaligen Nationalsozialisten eine fremde Angelegenheit. Sie blieben vielmehr ihrer Überlieferung und ihrem Glauben treu. In die Deutsche Wehrmacht ließen sie sich jedoch meist trotzdem stecken. Da waren das Risiko und die Gefahr zu groß. Erst ab 1943 und verstärkt ab Herbst 1944 und Frühjahr 1945 desertierten immer mehr Tiroler Bauern von der Wehrmacht, um sich in den Bergen versteckt zu halten. Auch darüber ist mir (etwa aus dem Ötztal und aus Gnadenwald) durch persönliche Berichte einiges bekannt geworden. Übrigens: In Büchern findet sich darüber nichts. Und ehemalige Soldaten, welche nicht mehr für Hitler kämpfen wollten, sind bis jetzt (wenn auch gering) benachteiligt, weil die Zeit der Desertion nicht als begünstigte Zeit für die Pension eingerechnet wird. Wer Tiroler sein wollte und nicht Reichsdeutscher, hat noch jetzt einen Nachteil davon!

Doch zurück zu unserem Unterlipperbauern aus dem Villgratental. Am Heiligen Abend 1939 bekam er die Einberufung. Er folgte der Einberufung am 5. Jänner 1940, jedoch stand für ihn nach reiflicher Überlegung fest:

Ich habe meinem Führer Kurt von Schuschnigg die Treue gelobt. Ich stehe auf dem Boden der österreichischen Verfassung vom 1. Mai 1934. Schuschniggs letzte Worte waren: „Die Vernunft weicht der Gewalt!“ Damit ist er aber nicht einem Gesetz, sondern einer rein physischen Gewalt (Mehrheit) gewichen, die niemals Rechtmäßigkeit erlangt hat. Deswegen erkenne ich nicht zu Recht an, was am 13. 3. 1938 und am 10. 4. 1938 geschah.

Klare Worte eines einfachen Tiroler Bergbauern. Schaller hatte bis dahin nur einige wenige Bücher gelesen und sich aus dem „Bötl“ informiert. Seine feste Überzeugung entstand jedoch nicht aus dieser Lektüre, sondern aus dem Nachdenken während seiner Arbeit. Wieviele Bauern haben ähnlich viel nachgedacht, und wieviele Bauern Tirols sind zu ähnlichen Ergebnissen gekommen?

Ohne jedoch die Konsequenz zu ziehen, weil sie genau wußten, daß dies den Tod bedeutet hätte. Wie bei Pater Reinisch, Pfarrer Neururer und Franz Jägerstätter.

Die Gestapo wollte nicht glauben, daß in „einem Bauerngehirn solche Gedanken entspringen“. Schaller hatte jedoch tatsächlich keinen Ratgeber, nicht umsonst nennt er seine Erinnerungen „Einsamer Weg“. Dieser Bauer blieb mit seiner Entscheidung bis jetzt einsam. Verschiedene Gefängnisse in Kärnten, Salzburg und Berlin folgten. Bekehrungsversuche wurden angestellt, doch Schaller blieb bei seiner Überzeugung. Obwohl er, einem Nervenzusammenbruch nahe, den Eid doch geleistet hat, wurde er in eine Strafkompagnie gesteckt und zu zweieinhalb Jahren verurteilt – nach dem Krieg zu verbüßen. Vorher wollten sie also selbst ihren Gegner Vinzenz Schaller als Soldaten für den „Endsieg“. 1942 im Frühjahr neuerdings u. k. (unabkömmlich) gestellt, wettete Schaller mit einem Kollegen: „Im Herbst ist der Krieg aus.“ „Die Wände hatten Ohren“, schreibt er weiter, und am 8. Dezember 1943 wurde er erneut verhört. Jedoch nicht diese seine Äußerung wurde ihm zum Vorwurf gemacht, sondern sein ganzes Verhalten brachte ihn schließlich nach Dachau. Am 29. April 1945 wurde er von den amerikanischen Truppen befreit.

Zurück in Osttirol, kümmerte er sich nie darum, für seinen Widerstand und sein Leiden in Dachau ausgezeichnet zu werden. Nach mehr als zwei Jahren Beschäftigung mit Nationalsozialismus in Tirol kann ich sagen, daß dies typisch für Bauern ist. Sie kümmern sich nicht darum und finden es nicht der Rede wert. Dabei wäre es wichtig und interessant, mehr über das Verhalten der Bauern zu erfahren. Es soll nicht dazu kommen, daß in späteren Zeiten nur von denen zu lesen sein wird in den Geschichtsbüchern, welche schon immer im Vordergrund standen, wenn es um Belohnungen und Auszeichnungen ging. Ich denke nur an die gefeierten Ritterkreuzträger – für sie hat man in Innsbruck ein Buch veröffentlicht und ihnen die Möglichkeit geboten, ihre Heldentaten zu beschreiben. Ohne gegen diese (es ist auch ein Bauer darunter) auftreten zu wollen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß – wenn man schon von Helden spricht – diese gegen die Verbrechen des Nationalsozialismus aktiv waren.

Oder wer spricht über die Tirolerinnen, welche wegen ihres Naheverhältnisses (ob Liebesverhältnis oder einfache christliche Nächstenliebe) zu polnischen Fremdarbeitern nach Auschwitz-Birkenau gebracht wurden? Unter ihnen ist Theresia Monz aus Wörgl. Weil sie einem Ausländer half, mußte sie unter unvorstellbaren Verhältnissen zwei Jahre im Konzentrationslager verbringen. Nach mehr als vierzig Jahren hat sie mir als erstem darüber erzählt. Nach ihrer Entlassung aus Auschwitz-Birkenau am 30. September 1943 hatte sie Angst, darüber zu sprechen, aber auch nach 1945 fand sie nicht den Mut, ihr Leiden zu schildern. Denn die Umstände waren nicht danach; niemand wollte sie hören. Einige hatten wohl auch ein schlechtes Gewissen. Ihnen war es lieber, nicht genau zu wissen, wie es in Auschwitz-Birkenau ausgesehen hat.

Weil es Teil unserer Geschichte ist, sollten wir über diese Menschen mehr wissen. Sie sollten von uns nach ihren Erinnerungen befragt werden.

Das Leben des einfachen Bauern ist genauso interessant wie das Wirken eines Hofrats oder Professors in Innsbruck.

„Bauern gegen Hitler“ will ein Hinweis auf diese Tatsache sein.

## SCHÜLERREAKTIONEN ZUM PROJEKTUNTERRICHT

### Gruppenthema: Gewalt im Alltag

Gruppenmitglieder: Lehner, Mašin, Szinovats, Obrowsky

*Das Arbeitsklima in unserer Gruppe war stets harmonisch, kleinere Meinungsverschiedenheiten konnten durch Diskussionen geschlichtet werden. Wir alle begrüßten die freiere Form des Unterrichts. Wir konnten nicht nur, wir mußten endlich einmal selbstständig arbeiten...*

*Gewiß wurde auch in unserer Gruppe ein Teil der Zeit für andere „Beschäftigungen“ genützt, doch das Ergebnis war dann, wie wir glauben, doch recht zufriedenstellend. Alle vier Gruppenteilnehmer strengten sich an, besonders in der letzten Woche, in der in Zusammenarbeit im Café Reimann noch drei großformatige Plakate zum Thema „Gewalt im Alltag“ entstanden (genaue Titel: „Gewalt in Spiel und Sport“, „Gewalt der Polizei“, „Strukturelle Gewalt“).*

*Uns allen gefiel diese für uns so neue Unterrichtsmethode, und wir würden eine weitere Projektarbeit auf das herzlichste begrüßen.*

### Gruppenthema: Minderheiten

Gruppenmitglieder: Austraat, Friedreich, Hanjes, Kögl, Kronowetter, Reichenauer

- Idee einer Projektwoche ausgezeichnet – Grundbedingung „Alle Lehrer machen mit“ wurde leider nicht erfüllt!
- Kürzere Vorbereitungszeit (verminderte Aktivität) – dafür in allen Fächern „Projektwoche“
- Gruppenarbeit im großen und ganzen sehr positiv
- Keine direkten Reaktionen erfolgten! – Leider!!
- Projektmitglieder arbeiteten nicht gleich viel.
- Materialien wurden ausreichend zur Verfügung gestellt.

*„Alles in allem gesehe glaube ich, daß eine Projektwoche schon sehr sinnvoll ist. Der Schüler kann zu aktuellen Problemen unserer Zeit Stellung nehmen und an ihnen arbeiten. Das ist vor allem auch für das weitere Berufsleben notwendig, denn auch dort muß man eine der Gesellschaft dienende Arbeit verrichten.“*

## Friedrich Stadler

### BEMERKUNGEN ZU EINEM PROJEKT-UNTERRICHT

Im Rahmen einer Projektwoche für die gesamte Schule des BG/BRG 12, Rosasgasse 1–3, unter dem Generalthema „Friede – Österreich 1945/55/85“ wurden verschiedene einschlägige Aktivitäten (Ausstellungen, Zeitzeugen, Broschüren, Projektunterricht etc.) von Lehrern und Schülern zu unterschiedlichen Teilthemen gesetzt. (Ein Überblick ist im Jahresbericht 1984/85 nachzulesen.) Die 7B-Klasse entschloß sich unter meiner Betreuung zu einem Projektunterricht, der ca. sechs Wochen vor der allgemeinen Projektwoche (22. 4. – 27. 4. 1985) in Form von Gruppenarbeit im Rahmen des Unterrichts in Geschichte und Philosophischem Einführungsunterricht (in Zusammenarbeit mit Bildnerischer Erziehung) gestaltet wurde.

Unter dem Motto „Der Friede beginnt im eigenen Haus“ bildeten sich in der 7B-Klasse Anfang März fünf Arbeitsgruppen, die das Thema „Konflikte und Aggressionen aus historischer und psychologischer Sicht“ im Rahmen des Generalthemas für die Projektwoche wählten.

Im speziellen wurden im Laufe kontinuierlicher Gruppenarbeit folgende Problembereiche während des Unterrichts und auch außerhalb der Schule bearbeitet:

Gruppe 1: VORURTEILE GEGENÜBER MINDERHEITEN. Antisemitismus, „Zigeuner“, Slowenen. Rechtsradikalismus heute.

Gruppe 2: GEWALT IM ALLTAG. Was ist Gewalt und wie entsteht sie? Gewalt in Sport und Spiel, in der Familie. Staatliche Gewalt. Grundlagen der Aggression.

Gruppe 3: FRIEDENSBEWEGUNG. Bedingungen von Krieg und Frieden. Konflikte und Kriege heute. Einstellung zur Friedensbewegung in Österreich.

Gruppe 4: KONFLIKTFELD SCHULE I. Kritik am heutigen Schulsystem. Vorschläge für ein besseres Schulsystem. Der subjektive Faktor: Schulalltag von innen.

Gruppe 5: KONFLIKTFELD SCHULE II. Entwicklung des österreichischen Schulwesens. Fehlentwicklung der heutigen Schule.

Die Themen wurden von den einzelnen Gruppen aus dem Kontext des laufenden Unterrichts und aus einem Problemkatalog gewählt, was – nach einer langsamen Anlaufphase – für Motivation und „Gruppenmoral“ von Vorteil war.\* Als erfreuliche konkrete Ergebnisse – neben beiderseitigen Erfahrungen sozialen Lernens – wurden in der allgemeinen Projektwoche der Schulöffentlichkeit präsentiert:

- eine *Plakatausstellung* zu den Gruppenthemen (Konfliktfeld Schule, Vorurteile – Minderheiten in Österreich, Gewalt im Alltag, Krisenherde in der Welt, Krieg und Frieden)
- zwei *Broschüren*: „Gewalt im Alltag“ und „Konfliktfeld Schule“
- ein *Videoband* zum Thema „Schule aus der Schülerperspektive“, welches von einer Gruppe gänzlich selbst produziert worden war.

Die Erfahrungen aus meiner Sicht waren – ähnlich wie die der Schüler in ihren Erfahrungsberichten – insgesamt

positiv: Selbsttätigkeit und Kreativität wurden im Gruppenunterricht als „Normalunterricht“ gefördert, auch wenn die Arbeitsleistung in den einzelnen Gruppen unterschiedlich war. Obwohl ein Mehraufwand bei der Vorbereitung und Betreuung notwendig wurde, ist dieser kooperative Unterricht vor allem im Hinblick auf Wissens-, Interessens- und Konfliktbearbeitung auf kollektiver und individueller Grundlage allgemein stimulierend.

Die Resonanz in der Schule war – dem Thema und der Problematik entsprechend – uneinheitlich: Einige Lehrer waren über die tatsächlich subjektive und unausgeglichene Darstellung der Schule aus Schülersicht irritiert, was – als positive Begleiterscheinung – eine länger andauernde kontroverselle Diskussion über Projektunterricht allgemein, Objektivität und Parteilichkeit, Lehrer-Schüler-Verhältnis etc. auslöste. Dabei schien z. B. die Tatsache ausschlaggebend, daß von einigen Kritikern (unausgesprochene) Interessensgegensätze und Konflikte im allgemeinen als etwas Negatives betrachtet wurden und die Artikulation der inhomogenen Schülermeinungen als provokant empfunden wurde. Immerhin wurde klar, daß weder „die Schüler“ noch „die Professoren“ einen monolithischen Block ausmachen und daß das gewählte Thema der Projektwoche im eigenen Erfahrungsbereich des Schulalltags höchst relevant ist, sofern eine öffentliche Diskussion gewagt wird. Damit konnte – vielleicht als wichtigstes Ergebnis – die eigene Erfahrungswelt mit der Projektarbeit in einen einsichtigen Zusammenhang gebracht werden.

Mit der allgemeinen Präsentation der eigenen Arbeiten durch die Schüler (für alle Schüler und Lehrer) erfolgte schließlich eine gewisse Sensibilisierung im normalen Schulalltag für explizite und indirekte Konfliktphänomene. Daß neben wohlwollenden, konstruktiven Reaktionen auch teilweise aggressive, meist anonyme Rückmeldungen (wie zum Beispiel auf den für Kritik freien Plakaten) von Schülern aller Altersstufen kamen, war zu erwarten und zeigt auf Papier, was tatsächlich in Schülerköpfen an (Vor)Urteilen und Aggressionen latent lebt.

Es hätte eines eigenen Projektes bedurft, diese wertvollen Erfahrungen in einer Art Nachbereitungsphase auf verschiedenen Ebenen aufzuarbeiten, was jedoch im Alltag der Regelschule aus verschiedenen Gründen ein kompliziertes Unterfangen ist. Allein die Realisation der Projektwoche inklusive Vorbereitungsphase wäre ohne tatkräftige Unterstützung von seiten der Direktion, der Administration und eines Großteils der Kollegenschaft, nicht zuletzt der Schüler selbst nicht möglich gewesen und stellte ohnehin schon eine außerordentliche Kraftanstrengung in der Routine des laufenden Schulalltages dar. Als größerer Versuch mit allen notwendigerweise auftauchenden Mängeln und im wesentlichen positiven Tenor der Beurteilung ist *ein* Ziel mit der Ermutigung für weitere Formen sozialen Lehrens und Lernens in der Zukunft bereits erreicht worden, als Baustein für eine nicht leicht zu lebende Schulpartnerschaft.

\* Material wurde reichlich von mir zur Verfügung gestellt, die Schüler verwendeten aber auch eigene Unterlagen.

**Andrea Saathen-Weiß**

## **ERINNERUNGEN AN EINE PROJEKTWOCHE – „Jungsein während der NS-Zeit“**

### **Voraussetzung und Planung**

Eine koedukativ geführte Klasse von 35 Schülern, 14 Jahre alt mit ein paar 15-jährigen, erster Jahrgang einer Handelsakademie, sollte Vorschläge bzw. ein Thema für eine Projektwoche erarbeiten.

Ich bin der Klassenvorstand der Klasse, zwei Kolleginnen, Mag. Ingrid Fleckseder und Mag. Barbara Graf, unterstützen die Arbeit. Ohne Druck und Führung ging die Wahl des Themas leider nicht vor sich: Schulintern muß ein gemeinsamer Nenner gefunden werden, daher ist die Auswahl der Themen vorgegeben. Einer der Themenbereiche hieß „Drittes Reich“. Meine Klasse stürzte sich darauf. Als Argument fielen Sätze wie: „Wir wollen wissen, wie das so war im Krieg“, „Es wäre interessant, zu erfahren, warum die Deutschen den Krieg verloren haben“, „Der Hitler muß doch eine faszinierende Persönlichkeit gewesen sein. Wie der das gemacht hat, so viele Menschen hypnotisieren und auf seine Seite ziehen?“, „Wir wollen mehr über Hitler als Mensch erfahren“. In mir brach Ekel und Verzweiflung auf; es war schwierig, nicht aus der Rolle des objektiven und selbstbeherrschten Lehrers zu fallen. Kein einziger Vorschlag bezieht sich auf Menschenverfolgung und Massenmord. Eine kriegsbegeisterte Gruppe, die mir psychisch schon immer zu schaffen gemacht hat, möchte eine rein militärische Betrachtungsweise durchsetzen. Irgendwie gelingt es mir, aufzuzeigen, daß Leben damals auch noch anderes hieß als Krieg. Ich rede, argumentiere, erwähne nur am Rande die Greuel der Zeit, spreche auch von anderen Dingen, von den Sorgen und Wünschen der Frauen, den Zielvorstellungen der Ideologen, den Alltagsfreuden und -leiden der Menschen. Ich habe zwar nicht Geschichte studiert, meine Fächer sind Deutsch und Englisch, aber ich habe eine relativ genaue Vorstellung von „Geschichtsschreibung von unten“. Schließlich findet sich ein gemeinsamer Nenner: „Jungsein während der NS-Zeit“.

Zwei Monate später steht in „Die Zeit“ (Nr. 35, 23. August 1985) ein Artikel „Klassenfahrt zum KZ, Angst macht blind“. Darin heißt es: „Die Reise in die Vergangenheit muß ganze Generationen und Gefühlswerte überbrücken. Nicht die Eltern der Schüler, sondern die Großeltern waren die Zeitgenossen Hitlers.“

Als wir mit der Projekwoche beginnen und – überraschenderweise auf Wunsch der Klasse – nach Mauthausen fahren, wird mir dies klar; ich erfahre, welch unterschiedliches Geschichtsbewußtsein meine Schüler, größtenteils Jahrgang 1971, und ich (1954) haben.

### **Dienstag, 18. Juni 1985      Besuch in Mauthausen**

Kurz vor der Ankunft drehe ich das Autoradio ab und erzähle einige Fakten aus der Entstehungsgeschichte der Konzentrationslager. Vor den Toren des Lagers werden die Schüler plötzlich übermütig, lärmern, tratschen, stoßen herum, einige müssen unbedingt noch auf die Toilette, andere kaufen noch rasch Süßigkeiten und stopfen sie in

sich hinein. Als wir uns endlich dem Eingang nähern können, finden die Verdrängungsmechanismen ein abruptes Ende. Mit einem Kassettenrecorder ausgestattet gehen wir von Baracke zu Baracke. Wir vorher besprochen, fotografiert eine Schülerin mit einer Sofortbildkamera. Schon in den ersten Räumen entsteht Beklemmung, als die Schüler hören, daß in den sehr schmalen Stockbetten drei bzw. sechs der ausgemergelten Lagerinsassen nächtigen mußten. Berichte von den Repressionen der SS-Manschafft – wegen Kleinigkeiten wie ungeputzten Schuhen oder eines Staubkorns am Boden wurden Menschen kaltblütig erschossen – tun ein übriges. Anschließend Filmvorführung: Meine Befürchtung, daß Darstellungen von Verbrechen und Grausamkeit in Kino, Fernsehen und auf Videobändern die Vierzehnjährigen bereits abgestumpft hätten, sind unbegründet. Das Ausmaß menschlichen Leidens wird allen bewußt, als sie die 1945 gefilmten Berge von Brillen, die Mengen an geraubtem Bruchgold, die aus Massengräbern exhumierten Leichen sehen. Die ganze Bandbreite menschlichen Leidens und sadistischer Quälerei werden wohl weder die Schüler noch wir, die lange nach 1945 geborenen Lehrerinnen, jemals begreifen.

Noch sind nicht alle betroffen: Vor der Heimfahrt fragt mich ein Schüler, warum wir in Mauthausen gewesen seien; daß das alles schrecklich sei, habe er ohnehin gewußt. Er bleibt aber an diesem Tag eine der wenigen Ausnahmen. Am nächsten Tag sollte gerade er von dem Vortrag Dr. Leon Zelmans, der über seine Erlebnisse als Jugendlicher im Konzentrationslager berichtet, besonders beeindruckt sein.

Die meisten Schüler bleiben länger als geplant in der Dokumentationsausstellung im Keller des Gebäudes, in dem sich auch die ehemalige Gaskammer befindet.

Wieder im Freien angelangt, besichtigen wir noch die Gedenktafeln und die Mahnmale und verlassen das Gebiet über die berühmte „Todesstiege“ des Steinbruchs. Hier, wenn nirgendwo anders, nimmt der Schrecken beinahe am eigenen Leib verspürbar körperliche Dimensionen an.

### **Mittwoch, 19. Juni 1985      Bericht von Zeitzeugen Dr. Leon Zelman**

Dr. Zelman befand sich vier Jahre im Warschauer Ghetto, dann ein Jahr in Auschwitz, Mauthausen und Ebensee. Teile seines Vortrages möchte ich hier zitieren, da er die Jugendlichen mehr beeindruckte als es alle Bilder des KZ vermochten.

Zelman: „Ich suche die Begegnung, auch wenn ich darunter leide, denn das Schreckliche ist, mit dieser Erinnerung zu leben (...) Viele Menschen werden damit nicht fertig, können nicht darüber sprechen (...) Nicht nur Juden, eine Kultur, alles, das, was ihr heute als österreichische Kultur betrachtet (ein Musil, ein Werfel), Nobelpreisträger, Ärzte, kam um.“

Wir haben Dr. Zelmans Vortrag und die anschließende Diskussion an der Schule mit seinem Einverständnis auf Tonband aufgenommen, damit sie weiterhin im Geschichts-, Deutsch- oder Religionsunterricht verwendet werden können.

Er ergriff und faszinierte meine Schüler von Anfang an, indem er ihnen sagte, er sei zu Beginn der Verfolgungszeit

genauso alt wie sie gewesen. Dadurch bot er ihnen eine gute Identifikationsmöglichkeit.

Zelman: „Mauthausen – ich selber habe diese Todesstätte erlebt und überlebt – ... war nicht der Beginn, war schon das Ende. Lange vorher ... Intoleranz; daß ein junger Mensch in Eurem Alter nach Hause gekommen ist und sagen mußte: ‚Mammi, Papi, was ist mit mir, meine Freunde reden nicht mehr mit mir?‘ (...) Schläge von einem Freund, beschimpft, nur weil man Jude war ... ich war damals in Eurem Alter; nicht mehr in die Schule gehen zu dürfen, auf einer anderen Bank sitzen ... schrecklich, den gelben Stern bekommen, ausgestoßen von der Gesellschaft, von einem Tag auf den anderen vogelfrei ... nur weil anders als die anderen ...“

Dr. Zelman berichtet, daß er sich mit seiner Familie, seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder im Warschauer Ghetto aufhalten mußte: „Jeden Tag stand ich auf und sah: Jemand ist nicht mehr aufgewacht, aus Schwäche die Alten, wegen Krankheit die Jungen.“ „Müde, erschöpft und verzweifelt“ kommt er bereits nach Auschwitz: „Gejagt, angeschrien, ausgezogen, nackt: Könnt Ihr Euch das vorstellen?“ Bei einer der ersten Selektionen, die jeden Tag stattfinden, verliert er die Familie buchstäblich aus den Augen, um sie nie wieder zu sehen. Jeden Tag haben Selektionen stattgefunden. „Nicht nur Juden, eine Welt, all das, was damals für diese Herren ... ‚anders‘ bedeutet hat als sie, Katholiken, Sozialisten, Kommunisten, ... Priester und auch Zigeuner. Jeden Tag verlor ich irgendeinen Bekannten oder Freund.“ Bis Ende 1944 ist Zelman in Auschwitz, dann wird er gezwungen, am berüchtigten Todesmarsch nach Mauthausen teilzunehmen. „Im Viehwagen, gejagt von der SS und den Hunden.“ Wahrscheinlich, nimmt er heute an, waren damals die Gaskammer und die Krematorien überfüllt, deshalb wird er in das Nebenlager Ebensee deportiert, wo sich eine Widerstandsbewegung gebildet hatte, gegründet von Sozialisten, Kommunisten und Katholiken, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, besonders die Kinder zu schützen. Am 6. Mai hatte die SS noch versucht, alle in einen Stollen zu treiben, der dann gesprengt hätte werden sollen, wie Zelman später erfuhr: „Doch da erhob sich eine Stimme von vielen Menschen ‚nein‘, ‚nein‘. Da geschah das große Wunder: Die SS hat sich zurückgezogen. Zelman kommt in das Spital nach Bad Ischl, wo er, aus dem Koma erwacht, zum ersten Mal mit der Wahrheit konfrontiert ist: „Siebzehn Jahre, ohne Eltern, alles verloren.“

Das Gebot der Stunde habe vielleicht schon ab diesem Zeitpunkt für ihn geheißen, daß es nie mehr einem Regime gelingen solle, zum Morden zu erziehen. Ab diesem Zeitpunkt wollte er „jungen Menschen Kraft geben, an sie appellieren, daß es eine Verpflichtung ist, in einer Demokratie zu leben“.

#### **Dr. Albert Massiczek, Maria Feldbacher:**

Am Nachmittag war Dr. Albert Massiczek zu Gast, gemeinsam mit Frau Maria Feldbacher, der Bekannten einer Lehrerkollegin. Dr. Massiczek hat im Krieg ein Auge verloren. Er stellte dieses Erlebnis in etwas ironischer Weise auch gleich an die Spitze seiner Erzählung: Abseits des Kampfesgeschehens sitzend habe er an der Ostfront gerade ein Honigbrot gegessen, als ihn ein Streifschuß traf. Als er seine Verletzung bemerkte, sei seine Reaktion

Freude über das für ihn nunmehr eingetretene Ende des Krieges gewesen. Er habe während des Krieges bewußt immer daneben geschossen. Später habe man ihn zur Indoktrinierung von Kriegsblinden einsetzen wollen. Er habe es vermieden, ihnen, wie ihm aufgetragen worden war, Hitlers „Mein Kampf“ vorzulesen.

Die Fragen der Schüler betreffen, bedingt durch das von Dr. Zelman geweckte Mitgefühl, die Konzentrationslager. Ob man damals von ihrer Existenz gewußt hätte? Ja, man habe, sagt Massiczek, auch Frau Feldbacher bestätigt dies. Allerdings sei man in der Stadt wesentlich informierter gewesen als auf dem Land – außer in unmittelbarer Umgebung der Lager. Aber man habe ja in Wien Juden verschwinden gesehen, habe zugeschaut, wie sie abtransportiert wurden.

Frau Feldbacher erzählt, sie sei als junges Lehmädchen in eine Waldviertler Kleinstadt von einer jüdischen Kundin einmal gefragt worden, warum sie ihr eigentlich noch etwas verkaufe. Ihr Chef habe es ihr dann untersagt. In Wien, in ihrem damaligen Wohnbezirk habe ein Bäcker-geselle unter den Semmeln und dem Brot anti-nazistische Schriften versteckt gehabt und mit dem Gebäck ausgetragen. Später sei sie als Arbeitsdiensthelferin zur FLAK gekommen. In Norddeutschland habe sie dann miterlebt, wie alliierte Flugzeuge abgeschossen wurden. Sie habe die Freude ihrer Kollegen und Kolleginnen nicht teilen können und sei ihr zu diesen Gelegenheiten immer schlecht geworden. Diese Aussage stößt auf das Unverständnis einiger Schüler, die meinen, wenn der Abschub nicht gelungen wäre, wären Zivilisten davon betroffen gewesen.

#### **Donnerstag, 20. Juni 1985**

#### **Befragung**

An diesem Tag stand die Befragung von Verwandten, Bekannten und Menschen auf der Straße am Programm. Die Schüler fragten, was jemand in der NS-Zeit gearbeitet habe und ob er/sie von der Existenz der Konzentrationslager gewußt habe. Die Ergebnisse wurden am folgenden Tag zur Herstellung von Plakaten verarbeitet.

#### **Freitag, 21. Juni**

#### **Anfertigung von Plakaten**

am Freitag wurden Plakate gezeichnet, die die Ergebnisse der Woche zusammenfassen sollten. Hauptsächlich wurden bei den Plakaten die Ergebnisse der Befragung verarbeitet, aber auch statistisches Material, das von den Schülern in der Nationalbibliothek und den Städtischen Büchereien gesammelt worden war. Die einzelnen Collagen trugen folgende Titel:

Lebenslauf eines jungen Mädchens (geb. 1925), Judentum unter Hitler (Verordnung über eine Sühneleistung, Verordnung über Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben, Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes),

Der Krieg verändert das Leben Jugendlicher (drei Lebensläufe: zwei Soldaten, der eine desertiert, der andere leidet jahrelang an psychischen Kriegsfolgen; eine Frau, die an einer Kinderverschickung in die Hohe Tatra teilnimmt),

Hitlerjugend (Ende 1937 – 7,7 Millionen Mitglieder), „Dolfer!“ (Wahlergebnisse, Entstehung des Hakenkreuzes, Mein Kampf)

Alltag (Freizeit in Stadt und Land)

Kriegsausgaben –Kriegsschäden

Fotos aus dem zerbombten Wien

Freizeit während der NS-Zeit: Auswirkung auf die Familie,

Befragung von Personen (Alter, Beruf, Einberufung, Wohnort, Einstellung zu Hitler, Reaktionen anderer auf Hitler, Wissen um Konzentrationslager, Essensversorgung, Verhältnis zur Besatzungsmacht, Luftangriffe).

Wie die Arbeiten zeigen, entwickeln die Schüler während einer Projektwoche ein besseres Verständnis für ein Thema, als dies bei reinem Frontalunterricht, sogar unter Zuhilfenahme audiovisueller Medien, möglich wäre. Die Begegnung mit Zeugen der Zeit kann durch kein Medium, durch keine noch so gute Aufbereitung des Stoffes durch den Lehrer ersetzt werden. Es klingt vielleicht hart, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Jahre, in denen Zeugen der NS-Zeit noch zur Verfügung stehen können, gezählt sind, aber es sei damit die Bitte an alle, die diese Zeit miterlebt haben, verbunden, uns jüngeren Lehrern bei der Vermittlung ihrer Erlebnisse zu helfen. Ich kann denen, die mir geholfen haben, nur aus tiefsten Herzen danken. Nur so war es möglich, ein „Nie wieder“ zu begründen und weiterzugeben.

**Samstag, 22. Juni 1985;**

**Montag, 24. Juni 1985**

**Film „Die Welle“, Diskussion, Präsentation der Projektwoche in der Schule**

„Die Welle“ handelt von dem – pädagogisch etwas dubiosen – Experiment eines amerikanischen Lehrers, faschistisches Gedankengut unter seine Schüler auszustreuen. Als diese infolge des Experiments lautstark einen „Führer“ fordern, zeigt er ihnen einen Film von einem politischen Auftritt Hitlers. Weinend brechen einige der Schüler zusammen, und auch die anderen erkennen, daß ihre erstaunte Frage, wie es zu den NS-Greueln kommen konnte, damit beantwortet ist: Wir alle wären anfällig, wenn wir nicht ständig wachsam sind.

Meine Schüler waren von dem Film sehr beeindruckt, sie erkannten dadurch, daß das Thema enorme Zeitbezugtheit besitzt, ein Faktum, das sie vor Beginn der Projektwoche bezweifelt hatten.

Schon während der Woche war es zu vehementen und positiven Diskussionen gekommen, diese setzten sich im Anschluß daran mit Schülern aus anderen Klassen fort, als die erarbeiteten Plakate und Dokumente im Klassenraum allgemein zugänglich ausgestellt wurden.

## BUCHBESPRECHUNGEN

**John Bunzl**

### **ISRAEL/PALÄSTINA – UND WAS WIR DAMIT ZU TUN HABEN**

Um meine Überlegungen (die auch einem Vortrag im IWK zu diesem Thema zugrundelagen) zu konkretisieren, möchte ich anhand der Besprechung von sehr verschiedenen Publikationen unterschiedliche Aspekte eines Zusammenhangs demonstrieren: Wie nämlich das Faktum und das Trauma der Massenvernichtung der Juden durch Nazideutschland heutige Sichtweisen der Konfrontation im Nahen Osten beeinflussen. Während es im ersten, dritten und vierten Beitrag um Elemente der israelisch-jüdischen Wahrnehmungen und dem Umgang mit dieser durch nicht-jüdische Österreicher und Deutsche geht, handelt es sich beim zweiten Text um eine Auseinandersetzung mit spezifisch „linken“ Unfähigkeiten, sich der Spezifität des Holocausts oder auch des Nahen Ostens zu stellen. Diese Besprechungen wurden deshalb gewählt, weil durch das beispielhafte Eingehen auf verschiedene Wahrnehmungen des Konflikts ein dahinterliegendes Muster sichtbar gemacht werden kann.

**Werner Fitzthum, Erbstreit im Hause Abraham. Sondernummer der Zeitschrift INTERNATIONAL 2/1984**

Eine schöne Reportage, mit schönen Bildern und einer Fülle von sensibel wiedergegebenen Eindrücken. Israelis und Palästinenser kommen zu Wort, drücken ihre Gedan-

ken und Gefühle aus. Auch der Reporter selbst wird zu einem Teil des israelisch-palästinensischen Dramas. Durch Aneinanderreihung von so viel Subjektivem gerät der Leser unvermeidlich in das Labyrinth von Leiden-schaften. Ein nützlicher Aufenthalt, denn erst die Kenntnisnahme von Engagement und Emotion der Betroffenen macht eine *kalte* Analyse unmöglich. Analyse ist aber dennoch nötig, nicht nur für die unmittelbar Betroffenen. Denn jeder aufmerksame Leser wird etwas von der Katastrophe spüren, mit der Palästina schwanger geht. Eine Katastrophe, die irgenwie auch von Europa ausgeht und auf Europa zurückfallen wird, für die es auch von hier aus eine Mitverantwortung gibt. „Ich muß es ihnen sagen – Sie haben als Österreicher keinerlei Recht und auch nicht das moralische Anrecht, über unser Land und unser Volk zu urteilen“ sagt Joseph Geva. Und Werner knüpft daran die Frage: „Wie könnte ich ein Anwalt der Palästinenser oder Ankläger des Staates Israel sein, der ich gleichsam historisch Mitverantwortung trage für jenen Holocaust, der Menschen wie den gebürtigen Wiener Joseph Geva nach Palästina vertrieb?“ Daß Geva dann bei einem Gläschen Wein den Reporter wieder von dieser Verantwortung enthebt, ändert nichts am realen Zusammenhang. Aus der Geschichte ergibt sich aber eben nicht nur eine Verantwortung für die israelischen Juden, sondern auch für die palästinensischen Araber, denn ihr Leid ist auch eine Spätfolge der antisemitischen Barbarei in Europa.

Diese Barbarei bewirkt noch immer im Bewußtsein von israelischen Juden (und Juden außerhalb des Landes) eine Vermischung von Geschichte und Gegenwart, eine

Verkehrung der Realität in Palästina, die Selbstwahrnehmung als Objekt grundloser arabischer Aggression, die Verdrängung der Folgen des zionistischen Kolonisationsprozesses, das Konstrukt biblischer und anderer Rechtfertigungen. Nur so ist etwa die absurde Unterstellung zu verstehen, die Araber würden die Westbank „judenrein“ machen wollen, wo doch Israel gerade dabei ist und dazu auch über die Mittel verfügt, den Palästinensern buchstäblich den Boden unter den Füßen wegzuziehen... Es ist nicht nötig, diese Rationalisierungen zu akzeptieren, auch nicht in der verfeinerten Form, in der sie von zionistischen „Tauben“ vorgebracht werden. Lova Eliav etwa meint (repräsentativ für viele andere), erst 1967 hätte sich die „Verwandlung des israelischen Zionisten Dr. Jekyll in einen Dr. Hyde“ vollzogen – für einen Organisator der Landnahme vor 1967 nicht weiter verwunderlich. Der Unterschied zwischen 1948 und 1967 bestand aber „lediglich“ darin, daß 1948 gründlich vertrieben (und geflüchtet) wurde – hunderte arabische Dörfer „verschwanden“ –, da genügend Einwanderer zur Verfügung standen und daher die Verwandlung arabischen Bodens in israelisches Territorium reibungslos vollzogen werden konnte als nach 1967. Wenn von der PLO die „Anerkennung“ Israels verlangt wird, ist eben meist der Prozeß bis 1967 gemeint. Das beinhaltet die Absicht, eine Rückkehr der '48er Flüchtlinge auszuschließen und aus dem gleichen Grund auf die Westbank zu „verzichten“, weil schließlich zu viele Araber den „demokratischen Charakter unseres Staates“ untergraben würden. Der Konflikt ist jedoch wesentlich genau im wirklichen Charakter dieses Staates begründet; und dieser ergibt sich wieder letztlich aus dem Anspruch, für die Juden in der Welt in Palästina Platz zu schaffen. Rivalisierende Ansprüche auf das Land können daher nicht geduldet werden.

Der Staat ist auf Grund seiner eigenen Voraussetzungen unfähig, ein gleichberechtigtes Zusammenleben (individuell und kollektiv) zwischen israelischen Juden und palästinensischen Arabern herbeizuführen, und er fürchtet, daß durch palästinensische Souveränität auch nur über einen Teil des Landes sein historischer Anspruch überhaupt aufgehoben wird. Andererseits wird an dem Anspruch auch deshalb festgehalten, weil die Welt keineswegs so eingerichtet ist, daß für Juden nicht wieder eine Zufluchtstätte eine Frage von Leben und Tod werden könnte. Darin liegt das tiefste Dilemma des Palästina-Konflikts. Den meisten Juden scheinen die angeblichen oder wirklichen Vorteile, die ihnen die Existenz eines zionistischen Staates bietet, bei weitem die Nachteile und Gefahren aufzuwiegen, die der Konflikt im Nahen Osten in sich birgt. Ganz zu schweigen davon, was der Kolonisationsprozeß für die Palästinenser bedeutet.

Eine Umkehrung des Prozesses könnte in Palästina beginnen. Durch Ansätze einer gemeinsamen Perspektive. Selbst durch einen Staat in der Westbank und Gaza als Schritt auf diese Perspektive hin. Durch die jüdische Frage ist der Palästina-Konflikt jedoch auch im unmittelbarsten Sinn ein Weltproblem. Ein Problem der Überwindung von Rassismus und Antisemitismus. Ein langer Weg. Ein Dilemma.

Der Bericht von Werner Fitzthum regt auch zu solchen Reflexionen an. Dafür sind wir ihm Anerkennung und Dank schuldig.

### Gegen die Banalisierung der nazistischen Massenvernichtung\*

Die Originalität des Beitrags von Mohamed Levy-Cohen (?!) besteht meines Erachtens nach lediglich darin, daß er – ausführlicher als bisherige Ansätze – die Besonderheit der nazistischen Verbrechen in der Bösartigkeit des Kapitals „an sich“ auflöst. Dies geschieht einerseits durch Vergleiche etwa mit Algerien oder Vietnam und – könnte man hinzufügen – Nahost, wo „imperialistische“ Gewalt einen z. B. kolonialen Zweck verfolgte und es nicht um Vernichtung als Selbstzweck, wie im NS-Genozid an den Juden, ging; andererseits durch das Herunterspielen des Ausmaßes und der Formen der Massenvernichtung selbst. Diesem Zweck dient die Rückführung des KZ-Systems auf Kapitalinteressen und der Vernichtungsmaschinerie auf „Kriegs“-Folgen, wobei wiederum suggeriert wird, es habe sich bei der Judenvernichtung um eine Art militärische Auseinandersetzung gehandelt, bei der es um „etwas“ gegangen sei (mit der militärischen Brutalität verbundenes, unvermeidliches Räderwerk der Verwaltung und der Kriegsumstände“, S. 294).

Während der bürgerliche Antifaschismus in der BRD (und anderswo) nach 1945 das NS-System auf „Antisemitismus“ reduzierte, um dadurch von der Kontinuität anderer (sozio-ökonomischer) Interessen in der BRD abzulenken, stürzte sich die Linke eben auf diese Kontinuität, um den „Klassencharakter“ des „Faschismus“ nachzuweisen. Dabei verschwanden etwa die (gewaltigen) Unterschiede zwischen dem italienischen und dem deutschen Faschismus; ein Einfallstor für alle möglichen Vergleiche. Die Spezifität des deutschen „Faschismus“ war jedoch der Völkermord. Auschwitz ist für das NS-System nicht marginal, sondern zentral gewesen – als realer und symbolischer Ort der Vernichtung als Selbstzweck. Daher greifen Erklärungen wie Kapitalismus, Bürokratie, Krieg, Sündenbockmechanismus etc. zu kurz, sind zu allgemein und zu abstrakt. Erst wenn die NS-Wahnvorstellung der Juden als mächtige, ungreifbare Weltverschwörung; des Antisemitismus als Welterklärung; der Juden als Personifikation von Entfremdung und Rationalisierung (im Sinne Max Webers) „verstanden“ wird, kann „Auschwitz“ als ein Versuch gesehen werden, das Abstrakte zu biologisieren und zu vernichten. Dazu hatten die antisemitische Dämonisierung und bestimmte Elemente ihrer Lage (Wurzellosigkeit, internationaler Zusammenhang) die Juden prädestiniert.

Der Zionismus war eine Reaktion auf antisemitische Verfolgung und Massenvernichtung. Ihn auf ein imperialistisches Manöver zu reduzieren, „paßt“ zur vorhergehenden „Analyse“ des Nazismus durch den Autor. Und außerdem hätten sich im Zionismus die partikularistischen Interessen der jüdischen Bourgeoisie ausgedrückt. Sein „linker“ Schematismus macht auch vor den Palästinensern nicht halt. So erscheint ihm die „Reorganisation Beiruts“ (gemeint sind die Folgen der israelischen Invasion 1982) „eigentlich“ als „Sanierung, d. h. als Säuberung von den archaischen Erscheinungen – wie z. B. der Flüchtlinge –, die dort trotz und wegen des mit Petro-

\* Zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. In: Die Aktion 8/9 und 11/12 1983, Hamburg.

Dollars verbundenen Finanzhandels fortleben" (S. 301). Die palästinensische Frage gilt ihm als Problem eines „universellen und entlokalisierten Proletariats“, wohingegen er in der PLO einen Ausdruck der palästinensischen Bourgeoisie sieht usw.

Die Benützung des nazistischen Genozids zur Verharmlosung anderer – vergangener oder gegenwärtiger – Verbrechen muß abgelehnt werden. Dazu ist jedoch eine Verharmlosung oder Relativierung des Genozids weder erforderlich noch angebracht. Schon gar nicht in Deutschland oder Österreich.

### Vettern und Feinde\*

Der vorliegende Band vereinigt zahlreiche bereits anderswo veröffentlichte Arbeiten des Autors sowie zwei Originalbeiträge. Tenor der Beiträge ist die Feststellung, daß die zionistische Kolonisation Palästinas seit Beginn dieses Jahrhunderts die Grundstruktur des Konflikts determiniert hat und weiter determiniert. Das ist zweifellos richtig. Nur genügt diese Erkenntnis keineswegs zur Analyse der Geschichte des Konflikts und für den Entwurf möglicher Auswege. Es genügt nicht, den „zionistischen Machtanspruch im Nahen Osten“ für alles Unglück verantwortlich zu machen – vielmehr ist es nötig, den Zionismus zunächst als einen durchaus verständlichen Versuch anzusehen, eine Antwort auf die realen Leiden und Nöte der Juden in Europa zu geben. Ohne diesen Zusammenhang gerät jede Darstellung des Palästinakonflikts zu einer banalen Räubergeschichte und wird dem realen Dilemma von Rettungsversuch und kolonialer Landnahme keineswegs gerecht. Die Reduzierung des Palästinakonflikts auf einen zionistischen Raubzug erlaubt darüber hinaus hierzulande eine unzulässige Abkoppelung der eigenen historischen Mitverantwortlichkeit für dieses Dilemma sowie zynische Aufrechnung und/oder Bagatellisierung der Vergangenheit. Nur die Erkenntnis, daß eine von hier ausgegangene Gewalt im Nahen Osten fortwirkt, erlaubt eine wirklich humane Einstellung sowohl den Israelis als auch den Palästinensern gegenüber. Diese Erkenntnis erleichtert zudem die Entschlüsselung einiger Verlaufformen des Konflikts selbst. Die Abkoppelung des Zionismus von jüdischen Rettungs- und Emanzipationsversuchen führt auch zu einer Unterschätzung von dessen Eigendynamik. Das kommt in Hollsteins Analysen des Verhältnisses Israel–Imperialismus zum Ausdruck, das viel zu linear und glatt dargestellt wird. Israelische Dienstfertigkeit für US-Interessen ist keinesfalls Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Durchsetzung spezifisch zionistischer Interessen gegen die Palästinenser und die arabische Welt – insofern diese die „palästinensische Sache“ verteidigt.

Hollstein zitiert Begins unmögliche Gleichsetzung der PLO mit den Nazis und Arafats mit Hitler *nur* denunziatorisch, ohne sich dem Problem zu stellen, daß bei vielen jüdischen Israelis bewußtseinsmäßig tatsächlich eine fatale Vermischung von europäischer und nahöstlicher

Geschichte stattfindet; daß das gewaltige Trauma und die unermeßliche Kränkung, die das jüdische Volk in Europa erfahren hat, in Israel nach falscher Aufhebung, untauglicher Kompensation und illusionärer Rückgängigmachung drängen. Umgekehrt meint er, daß das israelische Vorgehen im Libanon „antisemitische“ Terroranschläge in Paris, Brüssel und Rom „proviziert“ habe, und zwar als „Vergeltung“ (bei Hollstein ohne Führungsstriche). Eine erstaunliche Terminologie, die einen grotesken „Sinn“ bekommt, wenn die Invasion im Libanon einige Seiten später als „jüdischer Krieg“ bezeichnet wird. Erstens wird hier suggeriert, die Juden würden selbst Antisemitismus „provizieren“ (als ob den Antisemiten nicht jeder Vorwand recht wäre); zweitens gibt die Bezeichnung „jüdischer“ Krieg (und nicht: israelischer) geradezu eine Legitimation für Angriffe gegen jüdische Institutionen in Europa. Es ist zu hoffen, daß solche Formulierungen nur einer gewissen Leichtfertigkeit und Gedankenlosigkeit zu „verdanken“ sind. Denn sonst enthält das Buch auch viele an sich wichtige und nützliche Informationen.

### Kommentar zum Arbeitsbericht: Ausgewählte Aspekte zur Genesis des Nahostkonflikts Wissenschaftliches Institut für Schulpraxis / Bremen 1984

Um es kurz zu machen, finde ich den Antisemitismus-Vorwurf gegen diese Publikation teilweise berechtigt. Es ist deutlich eine Tendenz zu beobachten, frühere Handlungen und Motive von Deutschen nun den Israelis zu unterstellen. Diese Unterstellung ergibt sich nicht aus gründlicher Analyse, historischer Verantwortung oder aus Solidarität mit den Palästinensern – sondern aus einem Wunsch zur Relativierung von Schuld der Elterngeneration. Wenn den Opfern die gleiche Schuld zugemessen werden kann wie den Tätern, dann verblaßt/verschwindet eben diese ursprüngliche Schuld. Außerdem wird nicht bedacht, daß sich im israelischen Verhalten *auch* europäische Geschichte „verlängert“ und dieses Verhalten auch teilweise eine *Reaktion* auf die europäischen Erfahrungen von Ohnmacht und Verfolgung darstellt.

Die Broschüre unterstellt den Israelis eine Strategie zur „Vernichtung“ des palästinensischen Volkes, die in „Ghettos“ verbannten Palästinenser würden „eliminiert“, die Palästinenser seien die „Juden“ Israels usw.

Als Kriegsziel werden die Erweiterung der „Einflußsphäre“, „Eretz-Israel“ und „Groß-Israel“ angegeben, so als ob es sich um ideologisch vorgefaßte Absichten und nicht um die Entwicklung eines realen Konflikts handelte.

Schuldgefühle gegenüber Juden werden mehrmals als Hindernis der Erkenntnis oder auch als Teil der unbewältigten Vergangenheit bezeichnet. Die UNO-Resolution, die den Zionismus als Rassismus kennzeichnet, hätte eine fast „befreiende“ Wirkung auf die Schüler ausgeübt! (61).

Auf dieser Grundlage ist ein verantwortungsbewußtes Herangehen an den Palästinakonflikt schwer möglich. Ich empfehle dagegen das Buch: Dietrich Wetzell (Hrsg.), Die Verlängerung von Geschichte. Deutsche, Juden und der Palästinakonflikt. Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1983.

\* Walter Hollstein: Vettern und Feinde. Der Palästina/Israel-Konflikt. Lenos-Verlag, Basel 1983, 202 Seiten.

Herbert A. Strauss/Norbert Kampe (Hg)  
**ANTISEMITISMUS**  
 Von der Judenfeindschaft zum Holocaust  
 Frankfurt, Campus Verlag, 1985

Antisemitismus ist leider ein „Dauerbrenner“ und ist nicht „umzubringen“. Trotz einer unüberschaubaren Literatur, welche alle Aspekte dieses Vorurteils und der Anleitung zum Massenmord untersucht, lohnt es immer wieder, die Fragen neu zu stellen. Unter immer wieder ähnlichen Verhältnissen, aber auch unter ganz verschiedenen Voraussetzungen taucht diese „Krankheit“ auf und läßt Menschen verachten und morden.

Die Herausgeber – beide Mitarbeiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin – formulieren es so: „Das grausame Schicksal, das unter deutscher Verantwortung die europäischen Juden während der Periode der NS-Herrschaft getroffen hat, stellt die bitterste historische Erfahrung dar, die wir aufzuarbeiten haben, nicht nur aus geschichtlicher Verantwortung, sondern auch aus politischer Einsicht; ist doch das Gift des Antisemitismus – wie aktuelle Ereignisse immer wieder schmerzlich bewußt machen – keineswegs vollständig beseitigt. Die Geschichte des Antisemitismus lehrt uns darüber hinaus, daß die Diffamierung von gesellschaftlichen Minderheiten das humanistische Erbe der europäischen Kultur ebenso preisgibt wie den politischen Anspruch einer demokratischen und solidarischen Gesellschaft. In dieser Perspektive ist die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus kein historischer Selbstzweck, sondern eine zentrale Aufgabe politischer Bildung.“

Die beiden in West-Berlin lebenden Herausgeber beziehen diese Mahnung auf Deutschland und die Deutschen. In größerem Maße gilt sie für Österreich und uns Österreicher, denn bei uns scheint der Antisemitismus nicht nur zu wuchern wie in Deutschland und anderswo, bei uns ist er noch immer salonfähig. „Wer Jude ist, bestimme ich“ meinen nicht wenige im Gespräch um das sogenannte Anderle von Rinn (siehe zu Rinn die Rezension „Ende einer Legende?“) und schon haben sie auch ihren Juden zur Hand, wenn es darum geht, zu behaupten, man sei doch kein Antisemit.

Diese Erscheinungsform des Antisemitismus wird in dem Sammelband ebenso behandelt, wie eine Fülle anderer Bereiche, welche alle Gegenstand einer Ringvorlesung des 1982 neugegründeten Zentrums für Antisemitismusforschung waren. Nach einer informativen Einleitung mit wichtigen Begriffsbestimmungen wie z. B.:

„Festzuhalten ist hier in den einleitenden Überlegungen, daß man als „Antisemiten“ sinnvollerweise nur diejenigen bezeichnen sollte, der – sei es für den Herausgeber, am Stammtisch oder im politischen Geschäft – komplexe, nicht sofort durchschaubare Phänomene in der Weise „analysiert“, daß er negative „jüdische“ Eigenschaften oder gar eine „jüdische“ Verschwörung am Werke sieht. Eine bloße „Abneigung“ gegen Juden wäre demnach noch kein „Antisemitismus“. – folgen Beiträge über Judenfeindschaft im Mittelalter des gebürtigen Brünners František Graus, Luther und die Juden von Ernst Ludwig Ehrlich, Direktor des B'nai Brith Europa und Herausgeber der Studia Judaica. Neben weiteren in die Geschichte zurückgreifenden Beiträgen von Herbert A. Strauss, Rein-

hard Rürup und Werner Jochmann, beschäftigt sich Arnold Paucker, Direktor des Londoner Arbeitszentrums des Leo Baeck Institute und Herausgeber des Year Book of the Leo Baeck Institute mit der Abwehr des Antisemitismus in den Jahren 1893–1933. Daß diese leider nicht erfolgreich war, dokumentiert der Gutachter in zahlreichen Verfahren wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen (zuletzt Majdanek-Prozeß) Professor Wolfgang Scheffler aus West-Berlin in seinem Beitrag die Wege zur „Endlösung“.

Da die Beschäftigung mit dem Antisemitismus meist schmerzhaft ist und selten „interessant“ genannt werden kann, zögere ich: aber das hier gedruckt vorliegende Referat „Antisemitismus in marxistischer Sicht“ von Wolfgang Fritz Haug, Philosophie-Professor an der TU-Berlin, ist interessant, weil er (jedenfalls für mich neu) alle Argumente pro und contra Marxens „Zur Judenfrage“ sammelt. Einem Sinn für historische Gerechtigkeit folgend (Seite 234) will Haug diese kleine Schrift noch einmal kritisch würdigen. Dies vor allem deshalb, weil es „eine vielfältige und kräftig verbreitete Literatur gibt, die diesen Aufsatz als antisemitisch interpretiert“. Der Westberliner Philosophieprofessor meint jedoch, daß „der Marxsche Text im Gegenteil einen Generalangriff auf allen christlich-bürgerlichen Antisemitismus führt.“ Gegen den immer wieder geäußerten Verdacht, „Zur Judenfrage“ würde einen Hinweis auf Marxens „jüdischen Selbsthaß“ darstellen, wendet Haug ein: „Marx hat an Selbsthaß, ob jüdisch oder sonstigem, weniger gelitten als irgend ein anderer bedeutender Mensch. Man kann ihm eher übertriebene Selbstgefälligkeit zuschreiben, er hat ... nie auch seine Abstammung von langen Rabbinerreihen... als eine Belastung empfunden (Zitat aus der Marxbiografie von Richard Friedenthal) Marx sei eher messianisch gewesen, also in der jüdischen Tradition, habe allerdings den Messianismus auf das Proletariat übertragen.“ (Seite 236).

Die Analyse Haugs und auch andere Beiträge reizen zum Widerspruch. Diesen kann der Leser natürlich mit sich selbst austragen, reizvoller und ergiebiger wäre es jedoch gewesen, die Diskussion auch in den Sammelband aufzunehmen. Jeder der (sicherlich äußerst kompetenten und namhaften) Autoren bearbeitet aber sein ureigenstes Thema. Eine Kontroverse wird dadurch vermieden. Das ist auch der Nachteil von veröffentlichten Ringvorlesungen, da im Gegensatz zu Tagungsberichten meist keine Diskussionsbeiträge mit abgedruckt werden.

Trotzdem stimme ich der Verlagsankündigung zu: Dieses Buch ist für Historiker, Lehrer, Politiker, allen in der geistigen und politischen Bildung Tätigen zu empfehlen.

Andreas Maislinger

Nadine Hauer  
**JUDENSTEIN – LEGENDE OHNE ENDE?**  
 SOG-Edition 5

Es vergeht keine Woche, in der nicht über den aktuellen Stand der Entwicklung der Demontage der Ritualmordlegende von Rinn bei Innsbruck berichtet würde. Findet etwa Tirol nur ganz selten Platz in der ZIB I oder ZIB II des ORF, so gehört es jetzt schon fast zur Routine, daß Markus Sommersacher aus dem Landesstudio Tirol über die Gläubigkeit bzw. Volksfrömmigkeit (um es positiv

auszudrücken) und den Antisemitismus (um es negativ auszudrücken) eines Teiles der Tiroler Bevölkerung berichtet. Dabei mutet es seltsam fremd an, wie hier mitten in Österreich gegen die Maßnahmen des „mutigsten Bischofs Österreichs“ (Tiroler-KURIER) Reinhold Stecher vorgegangen wird. Man fühlt sich nach Polen versetzt: Blumenkreuze kennen wir ansonsten nur aus Warschau und Gläubigkeit als politischer Faktor ist ansonsten innerhalb Europas in dieser Form (jedenfalls in den Medien) auch nur aus dem kommunistisch beherrschten Polen bekannt. Ist dies alles schon wenige Kilometer entfernt in Innsbruck schwer verständlich, um so mehr in den weiter entfernten Landeshauptstädten und besonders natürlich in Wien. Interessierte sollten daher der Journalistin Nadine Hauer dankbar sein, daß Sie sich die Aufzeichnung dieser Gespräche und die Herausgabe dieser Broschüre „angetan hat“. Besonders durch die Ergänzung der SOG-Mitteilungen (August 1985, 15 Jg./Nr. 3) ergibt sich eine ausgezeichnete Möglichkeit, Einblick in diese fast allen von uns fremde Welt der „Heiden“ (Felix Mitterer im Club 2) zu gewinnen. Neben einem unglücklich überzogenen und beleidigendem Vorwort von Adolf Holl („Wenn es nach ihnen ginge, würden sie die Reporterin mit Vergnügen erschießen“) stellt Anton Pelinka in einer weiteren Vorbemerkung Judenstein in den Zusammenhang mit dem Antisemitismus in Tirol. „Die Geschichte des ‚Judenstein‘ ist die Geschichte des christlichen Antisemitismus in Tirol.“ Außer Verweisen auf die fehlende Demokratisierung nach 1945 fehlt jedoch auch bei Pelinka wie in der ganzen Broschüre eine Auseinandersetzung mit der fehlenden Unterstützung des Vorgehens des Bischofs von Innsbruck durch die führenden Tiroler Politiker. Dies scheint mir jedoch der eigentliche Skandal zu sein: Politiker kokettieren mit der noch immer (oder schon wieder) vorhandenen Judenfeindschaft und meinen stereotyp auf meine Umfrage: „Ich bin zutiefst der Überzeugung, daß Politiker sich viel zu viel in Sachen mischen, die sie überhaupt nichts angehen und oft glauben, daß sie ihre Meinung zu jeder Diskussion abgeben müssen.“ (Rechtsanwalt Ivo Greiter, ÖVP-Gemeinderat von Innsbruck). Der ÖVP-Politiker erachtet es geradezu als „vorbildlich, wenn in dieser Sache die Politiker still sind.“ Allgemein mag es zutreffend sein, von den Politikern eine gewisse Zurückhaltung zu fordern, in diesem Fall ist jedoch dem Pfarrer von Birgitz zuzustimmen, wenn er meint, daß zwar „Judenstein nach außen hin zuerst eine Sache der Kirche allein zu sein scheint“, sich dahinter jedoch gesellschaftspolitische Haltungen, Einstellungen und Vorgänge verbergen, „die auch die Politiker interessieren müßten, und die die Politiker zu einer klaren und eindeutigen Stellungnahme bewegen müßten.“ Weiter kritisiert Pfarrer Franz Mayr (und er ist nur ein Beispiel für eine durchgehende Kritik der Priester an der Haltung der Politiker): „Die nochmalige Stellungnahme des politischen Gemeinderates von Rinn ist zwar eindeutig aber nichts als beschämendes politisches Taktieren. Aber auch die ‚große Politik‘ müßte sich kümmern, das, was im Fall Judenstein sich als Symptom für Unbewältigtes und Verdrängtes gezeigt hat, mutig aufzugreifen und so der Gegenwart und Zukunft unserer Heimat einen Weg sozialen und religiösen Friedens glaubhaft zeigen zu helfen.“ Die Situation ist daher nicht so eindeutig, wie etwa

jüngst auch die Hamburger Wochenzeitung DIE ZEIT geschrieben hat. Für den ehemaligen profil-Redakteur Joachim Riedl sind es die Tiroler Bauern, die böse von sich reden machen. Im großen ganzseitigen Artikel kommt dann jedoch kein Bauer zu Wort, denn die Wortführer der Anderl-Freunde sind eine Kioskbesitzer und eine Künstlerin. Aber es paßt besser ins Klischee, von den dummen Bauern zu schreiben.

Es gäbe noch vieles über die Auseinandersetzung um das Anderle von Rinn zu bemerken. Als Einstieg sollte man zur Broschüre LEGENDE OHNE ENDE? greifen. Und einen Beitrag leisten, damit es wirklich zu einem Ende kommt.

Andreas Maislinger

### John Bunzl/Bernd Marin ANTISEMITISMUS IN ÖSTERREICH Innsbruck, Inn-Verlag 1982

Dies ist zweifellos die wichtigste Textsammlung, die zum Thema der antisemitischen Vorurteile in Österreich im Laufe der vergangenen Jahre erschienen ist: Sie führt von einer historischen Studie John Bunzls zur Geschichte des Antisemitismus in Österreich zu einer Reihe von Arbeiten Bernd Marins, die eine Analyse der Kronen-Zeitungs-Serie „Die Juden“ (1974) ebenso umfassen wie die Frage nach einem Antisemitismus ohne Antisemiten in Österreich nach 1945 und der Nachwirkungen des Nazismus in kollektiven Einstellungen. Zudem hat Bernd Marin einen Überblick über die Umfrageergebnisse zum Themenkomplex „Antisemitismus in Österreich“ für den Zeitraum 1946 bis 1982 aus den Sozialwissenschaftlichen Meinungsprofilen des Journals für Sozialforschung (1983) zusammengestellt.

John Bunzl geht in einem historischen Überblick – der den Zeitraum von ungefähr 1860 bis Mitte der siebziger Jahre umfaßt – den gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen nach, die Grundlage der feindseligen Einstellungen gegenüber Juden waren oder deren besondere historische Erscheinungsform beleuchten. Dabei geht er vom Verhältnis der politischen Lager und Ideen – von der Sozialdemokratie über Liberale und Christlich-soziale bis zu Deutschnationalen und Nationalsozialisten – zu Judentum und Antisemitismus aus. Dadurch gelingt es ihm, sowohl den speziellen österreichischen Antisemitismus wie auch dessen Beitrag zu und Reaktion auf den Nationalsozialismus deutlich zu machen. Sichtbar werden damit auch Grundlagen eines fortbestehenden Antisemitismus nach 1945 in Österreich unter veränderten Bedingungen.

Damit beschäftigt Bernd Marin sich in seinen Beiträgen zu diesem Sammelband. Deren erster, über Viktor Reimanns in der Kronen-Zeitung publizierte Serie „Die Juden“, selbst Dokument dieser Entwicklung ist: Noch 1974, im Jahr des Erscheinens der Serie verfaßt, konnte diese Inhaltsanalyse zeitgeschichtlicher antisemitischer Einstellungen, verbreitet in Österreichs auflagenstärkster Tageszeitung, erstmals im besprochenen Sammelband publiziert werden. In den beiden folgenden Beiträgen analysiert Marin die Struktur antisemitischer Vorurteile:

Einen historisch neuartigen „Antisemitismus ohne Antisemiten“ sieht er als spezifisch österreichische Erscheinungsform an. Dieser Antisemitismus korreliere nicht mit einer individuellen Vorurteilsstruktur oder Vorurteilen anderen Gruppen gegenüber, sondern sei ein soziales „Ausnahme-Vorurteil“, das sich spezifisch auf die Juden beziehe. Dieses Ausnahme-Vorurteil beschreibt Marin als Ergebnis eines historisch-kulturellen „Verfestigungs“-Prozesses, der Vorurteile aus den – von Bunzl eingehender beschriebenen – Epochen bis zum nationalsozialistischen Regime überliefert.

Auch in dem folgenden Aufsatz über Nachwirkungen des Nazismus folgt Marin dieser Frage nach einem spezifisch österreichischen Antisemitismus: Er führt dessen Fortbestehen hier unter anderem auf mangelnde Aufarbeitung der deutschnationalen und nationalsozialistischen eigenen Vergangenheit zurück. Dies führt zu einem beschränkten, passiven und nahezu nur von den Machteliten aktiv getragenen Konsens über die demokratische Staatsform und nationale Eigenständigkeit Österreichs. Dies ist auch als Resultat einer Integration deutschnationaler politischer Elemente in die politischen Parteien nach 1945 ebenso wie der Verdrängung der Frage nach einer kollektiven Mitschuld an der Massenvernichtung anzusehen. Die Verdrängung der eigenen Schuld führte unter den veränderten Verhältnissen zu einer „(Re)Privatisierung“ antisemitischer Vorurteile, die – öffentlich nur von einer Minderheit getragen – in anderen Lebensbereichen in wesentlich höherem Ausmaß weiterbestehen.

Über Ausmaß und Ausprägung dieser antisemitischen Vorurteile gibt schließlich der Überblick über die Meinungsforschungsergebnisse Auskunft; neben einer Reihe Fragen zum Antisemitismus finden sich hier auch Daten zur Entwicklung der Einstellung zu Israel oder zur Politik Bruno Kreiskys. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang nochmals der Überblick über die Zeitspanne von 1946 bis 1982 sowie die Dokumentation der Wirkung von politischen Ereignissen (Affäre Peter) und der Entwicklung Israels (Einstellungen und Reaktionen zum Yom Kippur und zum Libanon-Krieg z. B.).

Insgesamt ermöglicht der Sammelband dadurch, einen guten Überblick der Ergebnisse der Antisemitismusforschung in Österreich zu gewinnen. Er ist deshalb ein wichtiger Beitrag gegen die Verdrängung dieses Vorurteils, nicht nur im wissenschaftlichen Bereich.

Andreas Pribersky

Hilde Weiss  
ANTISEMITISCHE VORURTEILE IN  
ÖSTERREICH  
Wien, Braumüller Verlag 1983

Das Buch von Hilde Weiss versammelt die Ergebnisse zweier Meinungsumfragen zum Thema Antisemitismus: einer 1976 in Wien durchgeführten schriftlichen Umfrage, die Teil eines größeren Forschungsprogramms zum Thema Antisemitismus war (zu dem auch Bunzl und Marin beitrugen). Der Fragebogen dieser schriftlichen Umfrage war die Grundlage zu einem 1980 durch das IFES erhobenen, kurzgefaßten, österreichweiten Interviewprogramm.

Ausgewertet hat die Autorin die Umfrageergebnisse mittels einer „Antisemitismus-Skala“, die eine Bewertung der einzelnen Items im Hinblick auf Antisemitismus und Philosemitismus ebenso ermöglicht wie von Teilen oder des gesamten Fragekataloges im Zusammenhang. Dabei wurden der Einfluß von Berufs- und Lebenssituation, von Sozialisation und Persönlichkeit ebenso erhoben wie der Zusammenhang mit politisch-ideologischen Einstellungen und dem Kontakt mit Juden.

Hilde Weiss versucht, aus den gewonnenen Ergebnissen Maßnahmen zur Bekämpfung von Antisemitismus zu erschließen: In erster Linie verlangt auch sie eine Aufhebung des öffentlichen Tabus über die kollektive antisemitische Vergangenheit und über den gegenwärtigen Antisemitismus. Der Bruch dieses öffentlichen Schweigens würde langfristig auch dem privaten Antisemitismus Boden entziehen. Daneben scheinen ihr das persönliche Bildungsniveau und auch Gesetze und Sanktionen gegen antisemitische Äußerungen und Ausschreitungen – insofern deren Nichteinhaltung wirksam verfolgt wird – einen positiven Einfluß auszuüben.

Andererseits sieht Hilde Weiss mit einer Verschärfung der wirtschaftlichen Konkurrenz auch neue, Vorurteile verstärkende Momente sich entwickeln, wie sie verschärft z. B. gegenüber Gastarbeitern bereits zum Ausdruck kommen.

Besonders diese Schlußfolgerungen der Autorin weisen nochmals auf die Bedeutung derartiger Untersuchungen auch in absehbarer Zukunft hin, mit einer wissenschaftlichen Aufhebung der Verdrängung des Antisemitismus auf dessen politische Aufhebung hinzuwirken.

Andreas Pribersky

Anton Pelinka  
WINDSTILLE  
Klagen über Österreich  
Wien/München, Medusa Verlag 1985

Mit diesem politischen Essay über die Zweite Republik hat der Politikwissenschaftsprofessor Anton Pelinka sich im Jahre der Republikjubiläen mit kritischer Stimme zu Wort gemeldet. Die positive Bilanz der Politiker – im Vergleich zur Ersten Republik sicherlich zurecht gezogen – ergänzt er um jene der davon verdeckten Probleme. Dabei verknüpft Pelinka seine persönlichen Erfahrungen als Österreicher mit den Ergebnissen sozialwissenschaftlicher Forschung, die alle Bereiche des politischen Lebens erfassen: Die Teilnahme am politischen Leben, das Engagement in Kirchen, Parteien und Verbänden und deren Einfluß auf das politische Leben ebenso wie die Situation nationaler, sprachlicher und religiöser Minderheiten, der Pelinka besondere Aufmerksamkeit widmet.

In diesem Buch verbindet er z. B. eine eingehende Analyse des Antisemitismus mit jener der nationalsozialistischen Organisationen in Österreich und der politischen Entwicklung ihrer Mitglieder in der Zweiten Republik: Dabei geht er auf spektakuläre „Fälle“ wie Borodajkewycz oder Peter ebenso ein wie auf einen alltäglichen Antisemitismus, der sich in der Umgangssprache und in verschiedenen Publikationen noch aus der Zeit des Nationalsozialismus kaum verändert erhalten hat. Besonders interes-

sant ist in diesem Zusammenhang Pelinkas Analyse der Entwicklung der tschechischen Minderheit in Österreich, die, vielfach noch zu Zeiten der Monarchie in das heutige Staatsgebiet gezogen, sich großteils soweit angepaßt hat, daß Österreicher tschechischen Namens unzweifelhaft für „echte Österreicher“ gehalten werden. Diese Anpassung ging zur Zeit des Nationalsozialismus in manchen Fällen soweit, daß sich unter den aktiven nationalsozialistischen Funktionären eine Reihe tschechischer Namen finden – eine Haltung, die der Autor auch aus persönlichen Erfahrungen belegt. Dem stellt er das Schicksal der Emigration wegen dem austrofaschistischem Ständestaat und vor allem wegen dem Nationalsozialismus gegenüber, deren weitgehende öffentliche Verdrängung Pelinka ebenfalls aus persönlichen Begegnungen erfahren hat. Dieses Aufarbeiten eigener Erfahrungen in ihrem politischen Kontext deutet bereits an, daß der Leser durch das gesamte Buch am Faden einer fragmentarischen Biographie des Autors geführt wird. Sie bringt uns die politische Entwicklung der Zweiten Republik näher, als dies in wissenschaftlicher Analyse allein geschehen könnte.

Die Verdrängung der – in der Besprechung hier nur umrissenen gesellschaftlichen Probleme aus der politischen Öffentlichkeit bezeichnet Anton Pelinka mit dem Titel „Windstille“. „Windstille“ ist der Wunsch vieler Mächtigen in diesem Land, eine erreichte Ordnung zu stabilisieren, die durch jedwede Entwicklung gefährdet erscheint. Dem hält der Autor die in diesem Buch angesprochenen gesellschaftlichen Konfliktpotentiale entgegen, deren Lösung durch Verdrängung allein er bezweifelt.

Als Zeugnis für seine Zweifel zieht Pelinka u. a. die Struktur des gesellschaftlichen Konsenses heran, der die Institutionen der Zweiten Republik trägt: Eigenstaatlichkeit Österreichs und demokratische Verfassung werden von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung nur passiv bejaht, aktiv nahezu nur von jener kleinen Elite vertreten, die diese Institutionen zugleich auch repräsentiert. In Verbindung mit diesem mangelnden Engagement kann die Verdrängung historisch gewachsener Probleme aus der politischen Öffentlichkeit eine potentielle Gefahr für diesen Konsens bedeuten.

In der „Stille“ des Jubiläumsjahres schweigt der Autor deshalb nicht mit: Ein Aufruf an die Leser, mit ihrem Schweigen ebenfalls zu brechen und so zu einem öffentlichen Diskurs über das Verdrängte beizutragen.

Andreas Pribersky

Claus Gatterer  
ERBFEINDSCHAFT  
Italien-Österreich  
Wien, Europa Verlag, 1972

Wird ein Buch mehr als zehn Jahre nach seinem Erscheinen (wieder) rezensiert, bedarf dies einer Begründung. Bei Claus Gatterer fällt sie leicht: Die Rezension schreibe ich nicht in Erinnerung an seinen frühen Tod im Jahre 1984, oder wegen eines anderen „formellen“ Anlasses, diese Rezension erscheint vielmehr, weil „Erbfeindschaft“ ein bemerkenswertes Buch darstellt und unbedingt in einem Heft über Vorurteile aufscheinen muß.

Claus Gatterer ist einem großen Kreis von Fernsehern aus seinem Magazin „teleobjektiv“ bekannt. Auch als Zeitungsjournalist hat er über lange Zeit seine Leser gefunden und war doch ein „Einzelgänger in der österreichischen journalistischen Landschaft“ (Gatterer). Er lies die Unterdrückten und Minderheiten in seinen Sendungen zu Wort kommen. Wie gesagt, die ist weitgehend bekannt.

Nicht so weit bekannt scheinen mir seine Bücher, weil sie – wie so oft bei bedeutenden Autoren – zwar erwähnt und vom Titel her genannt, jedoch meist nicht gelesen werden. Dies ist jedenfalls mein Eindruck nach vielen Gesprächen über Claus Gatterer.

Und gerade „Erbfeindschaft“ sollte gelesen werden – besonders in Tirol. Würde es gelesen, wären auch Mißverständnisse unmöglich, die Gatterer immer wieder in irgend eine Ecke gestellt haben. Dabei kann man anhand dieses Buches Gatterer in keine Ecke stellen: Gatterer steht mit „Erbfeindschaft“ in der Mitte, nicht einer nichtsagenden Mitte der Indifferenz, sondern einer der beiderseitigen Kritik und Offenheit. „Es führt nur *ein* Weg aus dem Gestrüpp der Erbfeindschaft heraus: die Wahrheit über die eigene Vergangenheit. Um die volle Wahrheit über sich selbst zu finden, kann man der Mithilfe der „Erbfeinde“ nicht entraten: Sie kennen die dunklen Flecken unserer Gesellschaft besser als wir. Und wir können den „Erbfeinden“ von gestern Aufschluß über dunkle Flecken in *ihrer* Geschichte liefern. Die Wahrheit führt zueinander.“ (eine Art Schlußwort auf Seite 230).

Diese Aufforderung gilt allgemein für alle Erbfeindschaften. Gatterer arbeitete im „Erbfeindschaft“ beispielhaft die Geschichte des Verhältnisses zwischen Österreich und Italien auf. Dabei ist er jedoch nicht, wie zu erwarten (wegen seines „linken“ Images) ein Verteidiger der „unterdrückten“ Italiener, sondern im Kapitel „Das Risorgimento – Mythos und Wahrheit“ geradezu bissig indem er ausgiebig Vertreter des Risorgimento zitiert und damit den überzogenen Nationalismus kritisiert:

In einem anderen Kapitel kommt dann Österreich nicht gut weg: „Die italienische Universität in Österreich!“ Die immer wieder geforderte italienische Universität in Triest durfte nicht errichtet werden. Gleichzeitig ist jedoch Gatterer aufmerksam, wenn es um das Vorgehen der Unterlegenen geht: „Pitaccos Wandlung ist symptomatisch: Der Vorkämpfer für die italienische Universität in Österreich wurde nach Ende des Ersten Weltkrieges zum Vorkämpfer der totalen Italienisierung des Schulwesens der zu Italien gekommenen Slawen und Südtiroler, zum Verweigerer von Kindergärten und Volksschulen. Umgekehrt jammernten jene, die sich vor 1914 am hartnäckigsten der Errichtung einer italienischen Universität auf österreichischem Boden widersetzt hatten, nach 1922 am lautesten über das Verbot deutscher Schulen und Kindergärten in Südtirol.“ (Seite 78f).

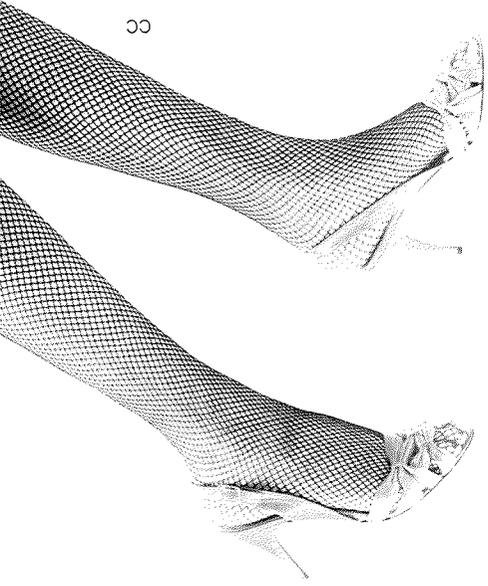
Aus diesem Fehlverhalten hat Gatterer als einer der (zu)wenigen gelernt: Sein Engagement galt nicht nur der deutschsprachigen südtiroler Minderheit in Italien, sondern auch der slowenischen und kroatischen und sonstigen Minderheiten in Österreich.

Andreas Maislinger

# Wir versichern Stein ...



33



## ... und Bein.

Ob den David von Michelangelo  
oder die Beine der Miss Austria.

Ob ein altes Haus oder ein junges

Glück. Die Wiener Städtische  
versichert's. Vom kleinsten bis  
zum größten Fall. Mit der großen

Sicherheit der größten  
österreichischen Versicherung.

**WIENER  
STÄDTISCHE**



## BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich erkläre mich mit den Bestrebungen des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ einverstanden und melde meinen Beitritt als Mitglied an.

Vor- und Zuname: \_\_\_\_\_

Geburtsdaten: \_\_\_\_\_ Telefon: \_\_\_\_\_

Wohnungsanschrift: \_\_\_\_\_

Berufsanschrift: \_\_\_\_\_

Beruf: \_\_\_\_\_

Interessenrichtung: Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik, Naturwissen-  
schaft, Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft\*

Datum: \_\_\_\_\_ Unterschrift: \_\_\_\_\_

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt S 100,—. Jugend- und Studentenmit-  
gliedschaft (bis 25 Jahre bzw. bis Beendigung des Studiums) S 50,—.

\* Nichtzutreffendes streichen

## Ich bestelle

\_\_\_\_ Ex. VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE  
Entnazifizierung in Österreich 1945–1955  
Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder: S 336,—

\_\_\_\_ Ex. PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT  
S 120,— (und Versandkosten)

\_\_\_\_ Ex. DIE VERBRANNTEN BÜCHER  
S 25,— (und Versandkosten)

\_\_\_\_ Ex. POLITISCHES LIED  
S 79,— (und Versandkosten)

\_\_\_\_ Ex. AUSEINANDERSETZUNGEN ZWISCHEN VEREINSMEIEREI,  
DEMOKRATISIERUNG UND EXPERTENHERRSCHAFT  
S 40,— (und Versandkosten)

Name und Anschrift: \_\_\_\_\_

Datum: \_\_\_\_\_ Unterschrift: \_\_\_\_\_

# Österreich und seine Feste. Die Belvedere gehört dazu.



*Belvedere,  
der elegante Geschmack*